P. o. gall.
238
Aud(2

P. o. gall. 238 lud /2
Berthet

Leihbibliothek
von
E. Engel
in
München,
Rosenthal Nr. 13.

E. Engel

Das

Schloß Montbrun.

Scenen
aus dem 14. Jahrhundert,
zur Zeit Carl V.

Nach
Elie Berthet,

von

Emilie Wille.

Zweiter Theil.

Leipzig:
Bei Chr. E. Kollmann.

1845.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Fünftes Kapitel.

Während das Innere des Lagers das Theater einer so lärmenden und belebten Scene war, hatten sich zwei Wegelagerer, die Sturmhauben, Panzerhemden und schwere Reuterschwerter trugen, hinter einer Gruppe von Zelten, in einen dunkeln, abgesonderten Winkel zurückgezogen. Hier saßen sie auf dicken Moos, das die gütige Natur geschaffen, um ihnen zum Teppich dienen zu können, und genossen einer gewissen Einsamkeit, wo sie mit einander plaudern konnten, ohne von dem tosenden, die ganze Waldlichtung erfüllenden Lärm allzu sehr betäubt zu werden. Von diesen beiden Männern sprach der Eine fortwährend, indem er einen Panzer, der auf seinen Knien lag, der aber für seinen Körper augenscheinlich viel zu weit war, sehr emsig mit

feinem Sande putzte; der Andere arbeitete nicht, sondern stützte den Ellenbogen in die Hand und schien in düstre Betrachtungen versunken.

Letzterer mochte ein Funfziger sein, aber seine längst von den Strapazen eines umherziehenden Lebens gehärteten Glieder schienen dadurch nichts von ihrer Kraft verloren zu haben; er war von hoher Statur, und wenn gleich seine blauen Augen zuweilen von einem düstern Feuer aufleuchteten, so lag doch in allen seinen Bewegungen etwas Schweres, Plumpes, was vielleicht daher kam, daß er selten seine Rüstung ablegte. Er sprach langsam, ernst und fast feierlich; er hieß Godefroi, war von Geburt ein Flamänder und hatte wegen seiner schwülstigen Redeart, womit er selbst die einfachsten Dinge sagte, von seinen Kameraden den Spottnamen der „Prediger“ erhalten. Uebrigens war er äußerst erfahren in Allem, was das Nomadenleben seines Gleichen betraf. Er wußte über die zu durchziehenden Ortschaften, über die Stärke der sich in der Ferne zeigenden Schlösser, die genauesten Nachrichten zu geben, und kannte den Character und das Schicksal aller der Personen, die zu dama-

liger Zeit einen sich auszeichnenden Ruf erworben. Es war der Nestor der Freicompagnie, und man achtete ihn eben so sehr wegen seiner Erfahrungen und guten Rathschläge, als wegen seiner kaltblütigen, furchtbaren Tapferkeit im Kampfe.

Sein Kamerad dagegen war ein junger Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, lebhaft, schwatzhaft, lügnerisch, und mehr geneigt, sich seiner Zunge als seines Schwertes zu bedienen. Aus den mittäglichen Provinzen Frankreichs herstammend, redete er auch deren scharfen Accent und war bei seiner Rotte unter dem Namen „der kleine Baske“ bekannt. Klein-Baske also, zog sich durch sein boshaftes, zänkisches Wesen oft den Zorn seiner, überhaupt eben nicht geduldigen Kameraden zu, und machte es wie die neu Conscribirten unserer Zeit, die einen Veteran zu gewinnen suchen, um in dessen Kameradschaft einen Beschützer zu haben. Zu diesem Zweck hatte er sich die Zuneigung des „Predigers“ erworben, da er dessen Autorität über alle Andre bald gewahr worden. Für den Schutz, den er von Godefroi empfing, leistete er ihm eine Menge

kleiner Freundschaftsdienste, als da sind: das Pferd satteln, das Zelt aufrichten, wie es auch eben Godefroi's Panzer war, den er so fleißig putzte. Sein größtes Verdienst in den Augen des alten Flamänders bestand jedoch besonders in der aufmerksamen Rücksicht, mit der er ihm zuhörte und ihn befragte, um ihm Gelegenheit zum Erzählen zu geben. Freilich ist's wahr, daß der böse Baske sich oft über seinen Freund lustig machte und über sein ewiges Erzählen ins Fäustchen lachte; der „Prediger“ aber zweifelte bei seiner Einfachheit keineswegs an der Wahrheit dieser Ehrerbietigkeit.

„Also, Kamerad,“ fragte Klein-Baske in seiner gascognischen und spöttischen Mundart, „Du denkst also, daß es dies Mal auf Montbrun losgeht? Donnerwetter! Haben wir die Burg erst, dann können wir täglich essen und trinken und wie menschliche Kreaturen unter einem Dache, in einem Bette schlafen! Wir werden da unten ein Leben wie die Mönche führen. Ich denke, Freund Prediger, Du wirst es auch nicht übel nehmen, so wacker und unermüdlich Du auch bist, Dich ein Mal in Ruhe gesetzt

und hinter den Mauern eines festen Schlosses in Sicherheit zu sehn.

„Noch haben wir das Schloß nicht," erwiderte der Flamänder im Sentenzenton, „und bevor wir Herr davon sein werden, möchte wohl erst mancher von uns in den Gräben seinen Tod finden. Außerdem, junger Mensch, merke auf meine Worte und benutze sie: für Wegelagerer, wie wir sind, giebts keinen bessern Schutz als die grüne Walddecke. Die Plafonds der Wappensäle können über unsern Häuptern zerbrechen, dagegen das Laub der schönen Eichen für unsre stahlbedeckten Stirnen nicht gefährlich ist. Eine Festung zieht den Feind so gewiß, wie das reife Korn die Sichel an."

Diese Paradoxe schien Klein-Baske gar nicht zu gefallen.

„Ich würde schwören," rief er aus, „daß Du auch die Früchte Deiner schönen Eichen einer Wildkeule und einen Schluck Quellwassers eine Flasche Wein vorziehest? Was mich betrifft, so bin ich nicht ganz so tapfer wie Du, das gestehe ich; ich liebe ein gutes Lager und einen gut besetzten Tisch, habe gern ein Stück Speck auf

meinem Brot und einen Schluck Wein oder Meth, um es zu feuchten. Der gute Engel, der mich in diesem Augenblick so hoch regalirte," fuhr er, scherzweise die Augen zum Himmel aufschlagend, fort, „der sollte für immer mein heiliger Schutzpatron werden, und möchte man mich ohne Strick aufknüpfen, richtete ich jemals mein Gebet an einen Andern; sollte der heilige Gaspard, mein wirklicher Schutzpatron, auch aus Neid darüber platzen!"

Godefroi legte die Hand auf den Arm des jungen Menschen und sagte mit noch feierlicher Weise, als er gewöhnlich behauptete:

„Lästre nicht, Freund, und vermische nicht Deine plumpen Gedanken vom Irdischen mit denen vom Himmel. Vergiß nicht, daß Du oder ich, oder wir Beide, vielleicht schon beim morgenden Sturm unsern Untergang finden?"

Klein-Baske hörte mit dem Putzen des Panzers auf und blickte seinen Kameraden mit unterdrücktem Lachen an. Als er aber beim Schein der Bivouacfeuer die Züge des „Predigers" genauer betrachtete, fand er einen befremdenden Ausdruck, der ihm imponirte, darin.

„Sterben! Wer denkt daran!“ sagte er mit sorglosem Ton. „Donnerwetter! mein Freund Prediger, ich verwundre mich, daß dergleichen Gedanken in solchen abgehärteten Kriegsmann gefahren!“

Der Flamänder blickte ihn einen Moment schweigend an.

„Kenne ich mich doch selbst nicht mehr,“ sagte er endlich mit düstrer Stimme; „so, wie mir heute ist, war mir noch nie. Seit dreißig Jahren bin ich Kriegsmann; habe dem Engländer, dem Franzosen, dem Bretannier, dem Navarrer, dem Spanier gedient; habe viele Schlösser und Städte erstürmen helfen; habe mich in manchen Schlachten befunden und mein Leben nicht geschont, habe erwürgte und blutende Ritter, Stallmeister, Soldaten um mich herum aufgehäuft gesehn, bin selbst von scheinbar tödtlichen Wunden durchstoßen gewesen, so daß mein Blut über den Panzer strömte, und doch trat mir nie die Vorstellung vom Tode so nahe als heute . . . Im Lager von König Eduard sagte man von Engländern, die das, was ich heut Abend empfinde, am Tage vor der Schlacht

fühlten — daß sie „gefeiet“ wären, und man bemerkte, daß sie darauf am kommenden Tage fielen. Darum, Bursche, sollst Du in meinem Beisein nicht lästern.“

Klein-Baske hätte es gern versucht, seinen Kameraden durch einige Scherze zu zerstreuen, doch wagte er es nicht, sondern nahm seine Arbeit wieder vor und brummte blos ein verwundertes „Donnerwetter“ durch die Zähne. Beide schwiegen eine Minute.

„Kamerad,“ fragte endlich der „Prediger“, „was für ein Fleck ist das, der da meine Rüstung trübt und woran Du schon so lange vergeblich putzest?“

„Beim heiligen Arnaut! Es ist ein Blutstropfen des großen, ochsigen Deutschen, den Du in unserm letzten Treffen niedergehauen, und ich behaupte, daß der Ungläubige dickes Blut gehabt haben muß, da er Deinen schönsten Panzer so befleckt. Ich werde wahrhaftig die Feile anwenden müssen, um ihn heraus zu bekommen.“

Godefroi schüttelte den Kopf mit geheimnißvoller Miene.

„So ist's auch mit den Gewissensflecken,“

sagte er langsam; „ist der Augenblick gekommen, wo man die schöne Politur und seinen Glanz, worauf die Sonne strahlt, zeigen soll, so bemerkt man unauslöschliche Rostflecken.“

Klein-Baske war an die düstre Stimmung und an die langen Betrachtungen seines Kameraden gewöhnt; indessen hatte er ihn nie so trübe und so träumerisch gesehen.

„Laß doch einmal hören, Meister Prediger,“ sagte er theilnehmend und seine Arbeit unterbrechend zu ihm, „Du scheinst mir etwas Quälendes auf dem Herzen zu haben. Man muß kein Geheimniß lange bewahren, da es irgend eines Tages aufsteigt und uns erstickt! Wäre in der Nähe ein Mönch zu haben, so würde ich ihn gern holen, damit Du ihm beichten und Dich erleichtern könntest; aber da es hier herum keinen giebt, so könntest Du mir beichten, wie's die Soldaten auf dem Schlachtfelde machen, in dem Augenblick, wo ihre Seele zu Gott heimgeht. Ich würde nicht der erste Beichtvater in Pickelhaube und Panzerhemde seyn, der die Sünden eines Wegelagerers gehört, und ich selbst wollte, als ich eines Tages schwer ver-

wundet worden, dem Hauptmann Bonne-Lance beichten; doch schien er sich nicht viel darum zu kümmern, sondern fuhr fort, während ich ihn rief, auf die Gascognier drauf und drein zu schlagen und ein großes Blutbad anzurichten."

Der Flamänder schien tief nachzudenken.

„Ende gut, Alles gut!" sagte er endlich, entschlossener als sein langsamer, phlegmatischer Geist es sonst zuließ; „ich werde Dir Alles erzählen, Klein-Baske, nicht wie einem Beichtvater, denn bei uns in Flandern kann das nur ein Geistlicher erfüllen; aber wie einem Freunde, der mir helfen kann, das vollbrachte Unrecht wieder zu vergüten. Ich halte Dich für besser als ich bin und als alle unsre Gefährten sind, weil Du von uns Allen der Jüngste bist, und so will ich Dir denn eingestehn, was mich so schwer drückt. Vorher aber mußt Du mir bei Gott, bei der Jungfrau und bei dem von Dir am meisten verehrten Heiligen schwören, daß Du thun willst, was ich Dir sage."

„Bei Gott, bei der Mutter Gottes, bei meinem Schutzpatron, dem heiligen Gaspard!" rief

sein Gefährte aus, „ich schwöre Dir zu thun, was Du verlangen wirst. Aber sprich, Freund „Prediger“, Du hast wohl eine schwere Sünde auf dem Herzen.“

„Ich habe vielleicht schwerere begangen,“ erwiderte Godefroi nachdenkend, „indessen hat mir keine so peinliche Erinnerung hinterlassen als diese. In meinem Lebenslauf habe ich mehrmals meine Eide gebrochen, habe heilige Gefäße gestohlen, habe Feinde auf verrätherische Weise umgebracht, und doch würden diese fürchterlichen Sünden, um deren Vergebung ich zu Gott flehe, meinen letzten Augenblick mit weniger Reue beschweren als das Unrecht, das ich einem kleinen, unschuldigen Kinde gethan, dem ich sein Erbe raubte.“

„Einem Kinde!“ rief Klein-Baske höhnisch aus, „Donnerwetter, Kamerad, Du willst mich wohl foppen?“

Mit einem herrischen Wink gebot der „Prediger“ ihm Schweigen und schien seine Erinnerungen zu sammeln:

„Es sind ungefähr funfzehn bis zwanzig Jahre her, so genau weiß ich's nicht, daß ich in einer

Lanzencompagnie im Dienste Eduard's von England stand und wir Gascognien mitleidslos verheerten. Während wir nun zu Angoulème im Kriegsheer der Engländer standen, kam ein Spion dem Herrn Johann Chandos, unserm Befehlshaber, zu melden: daß der größte Theil der Klöster von Limousin und Perigord ihre kostbarsten Reliquien und Schätze nach der Abtey Chàlard, einem unwichtigen Kloster, einige Lieues von dem Orte, wo wir standen, gebracht hätten, und daß, wenn wir nur zwei Hundert Lanzen dahin schicken wollten, wir eine reiche Beute an Gold und Silber machen würden. Auch hieße es, daß mehrere Personen von hohem Range, zu Chàlard ein Asyl gesucht, und wenn man sie dort könnte gefangen nehmen, man von ihnen ein schweres Lösegeld erpressen könne. Herr Johann Chandos befahl alsobald einen Zug dorthin, woran ich Theil nahm. Wir kamen beim Kloster an und wurden von den Vasallen und selbst von den Mönchen so tüchtig empfangen, daß wir eine Belagerung in aller Regel machen mußten, auch viel Leute und viel Zeit dabei verloren. Das brachte uns dermaaßen auf, daß,

als wir endlich den Platz durch Sturm nahmen, wir keinen Pardon geben wollten, sondern Alle und Alles durch Feuer und Schwert verheerten.“

„Ich weiß nicht, wie ich mich an diesem Tage betrug, denn ich war von der Schlacht erhitzt, und durch den Todt meines Bettkameraden, der beim Stürmen neben mir fiel, ganz ausser mir gerathen und fast aller Vernunft beraubt. Auch glaube ich, daß mehr als ein Mönch blutend unter meinem Schwert dahin stürzte, was Gott mir verzeihen möge, wenn ich solchen gotteslästerlichen Mord begangen! Wüthend, wie wahnsinnig, stürzte ich vorwärts und schlug Alles, was mir in den Weg trat, nieder.“

„Wir waren in die Zellen eingedrungen und man vergaß schon das Morden, um die im Kloster verborgenen Schätze zu rauben. Die Engländer hatten sich nach allen Seiten hin verbreitet und raubten was ihnen unter die Hände kam. Da ich nun, wie alle Andre, auch meinen Theil an der schönen Beute haben wollte, so stieg ich die Treppe eines abgesonderten Thurmes hinauf und trat in ein kleines, reich möblirtes Zimmer, aus dem ein durchdringendes Schreien mich an-

lockte. Hier fand ich ein prächtig gekleidetes Kind von zwei bis drei Jahren, das neben einer auf dem Boden liegenden todten Frau weinte. Wahrscheinlich hatte die Unglückliche die Schlacht vom Thurmfenster aus beobachtet und war von einem Pfeil durchbort todt niedergesunken.“

„Das Kindchen war ungemein niedlich und anmuthig; es war mit einem goldbrocatenem Röckchen bekleidet, und Alles kündigte an, daß es von vornehmer Herkunft sein müsse. So wie es mich sah, hörte es auf zu weinen, kam mir entgegen und zeigte mit dem Finger auf die Leiche seiner armen Amme. Auch sprach der Knabe mit der süßesten Stimme ein paar Worte, aber in einer mir unverständlichen Sprache. Ich weiß nicht, was in mir vorging, aber ich fühlte eine geheime Schaam, am Mißgeschick dieses armen, unschuldigen Kindes mitgearbeitet zu haben; ich schlug mein Visir auf, worauf mich der Kleine ganz verwundert anblickte; ich trat ihm näher, um ihn zu umarmen, da lächelte er mich an. Welch Engelslächeln! Ich glaube es noch zu sehn.“

Bei diesen Worten drückte der wilde, rohe

Wegelagerer die Hand auf seine Augen, um das liebliche Bild dieses Kindes, das ihn unter so furchtbaren Umständen angelächelt, wieder vor seine Seele zu rufen. Nach einem augenblicklichen Schweigen begann er aufs Neue:

„Du wirst es mir nicht glauben, Klein-Baske, so aufgeregt von der Schlacht und dem Blutbad ich auch war, fing ich den holdseligen Knaben zu liebkosen an und vergaß darüber alles Plündern. Er streichelte mich mit seinen Händchen, plauderte auch immer während dabei, obgleich ich nichts davon verstehn konnte. Zwar wußte ich noch nicht, was ich mit ihm machen sollte, denn mein umherschwärmendes Leben erlaubte mir nicht, ihn bei mir zu behalten, indessen fühlte ich, welche Freude es sein müsse, von diesem Engel immer geliebt zu werden.“

„Während ich ihn noch so ganz zärtlich betrachtete (ich glaube — beim Teufel — daß ich selbst weinte) hörte ich Schritte hinter mir, und fast im selben Augenblick trat ein englischer Hauptmann herein, der, wie ich selbst, im Wunsche zu Plündern, nach diesem Theil des Klosters verlockt worden.“

„Dieser Hauptmann war bei dem Feldzuge des Herrn Chandos mit Recht gefürchtet, weil er gegen die Söldner und Soldaten so entsetzlich strenge; ich selbst hatte mich schon mehr als ein Mal über seine schlechten Redensarten und über seine Heftigkeit zu beklagen gehabt; wegen dieses Aufbrausens nannte man ihn Hauptmann Sturm; doch gab es Einige, die da wissen wollten, daß er im Grunde ein kreutzbraver Mann sei und dies zornige Aufsprudeln nur von seinem heißen Blut herkäme. So viel ist gewiß, daß, so wie ich ihn ankommen sah, ich auch schon einen Zank ahnete, worin ich mich nicht täuschte; denn ich nahm das allerliebste Kind in meine Arme, um zu beweisen, daß ich es erobert und daß es das Meinige sei.

Sturm, (er hatte unter den Engländern noch einen adlichen Namen) blickte das Kind und dann mich höhnisch an und sagte:

„Wahrhaftig, ein niedlicher Balg! Und wie prächtig gekleidet! Das ist wenigstens ein Grafensohn. Söldner, Du willst ihn wohl auf Lösegeld stellen?“

„Ich weiß noch nicht, Messire, was ich mit

ihm anfangen werde," antwortete ich, „aber es ist mein Gefangener und ich will ihn behalten."

„Dein Gefangener!" rief der Hauptmann arrogant aus, „wo hast Du je gesehn, daß man Kinder, die fast noch Säuglinge sind, zu Kriegsgefangenen macht? Tod und Leben! das werde ich nimmer dulden, sondern verlange, daß Du mir diesen armen Kleinen auf der Stelle auslieferst. Solche Beute ist nicht für einen rohen Söldner, wie Du bist!"

„Ich antwortete, daß ich das Kind zuerst entdeckt und daher allein ein Recht habe, sein Schicksal zu bestimmen. Der heftige Capitän wiederholte mir, daß Kinder niemals als Kriegsgefangene betrachtet würden; daß, da dies allem Anschein nach, eine Waise sei, er Vaterstelle bei ihm vertreten und, wenn er heranwüchse, einen tapfern Kriegsmann aus ihm bilden wolle, und was mich beträfe, wenn ich darauf bestände, ihm das Kind streitig zu machen, er es mich schon wollte bereuen lassen."

„Damit riß er mir den kleinen Engel aus dem Arm und trug ihn trotz des Weinens des lieben Kindes davon."

„Nun kennst Du mich, Klein-Baske, und weißt, daß, wenn man mich so unversehens überfällt, man mich leicht fangen kann. Ich brauche immer ein bischen Zeit, das, was ich thun will, zu erwägen und zu überlegen. So wie der Hauptmann mit seiner Beute fort war, fiel es mir erst ein, daß ich ihm den Kleinen ja nicht hätte zu lassen brauchen, daß es niedrig gewesen, mir zu entreißen, was nach dem Kriegsrecht mir gehörte.“

„Es schien mir nun gewiß, daß Sturm an einigen Merkmalen ein Kind hoher Abkunft erkannt und es nur darum entführt habe, um für sich selbst von dessen Verwandten das hohe Lösegeld zu ziehen und ich auf diese Art um meine Eroberung gebracht sei; weshalb ich dem englischen Hauptmann nachlaufen und ihn zur Rückgabe meiner Beute zwingen wollte.“

„In dem Augenblick, wo ich zu diesem Zweck das Zimmer verlassen hatte, hörte ich schwere Tritte auf der Treppe und ein alter Mönch, der Panzer und Pickelhaube über seine Kutte trug, trat in den Thurm; es war der Abt von Châlard, ich erkannte ihn an seinem goldnen Kreuz.

Er hatte tapfer für das Kloster gefochten, und das über sein Gewand fließende Blut zeigte an, daß er schwer verwundet sei.“

„So wie er auf der Thürschwelle stand, sah er sich unruhig um, und als er mich bemerkte, taumelte er mit einem Schreckensschrei auf mich zu.“

„Unglücklicher!“ rief er aus, „was hast Du aus dem Kinde gemacht, das Du hier gefunden? Wenn Du es getödtet, so komme Fluch über Dich und Dein Geschlecht! Abscheulicher Herodes, Du hast die Unschuldigen gemordet!“

„In jedem andern Augenblick wäre es gewiß unvernünftig gewesen, mich durch solche Sprache zu reizen, doch dieser arme Mönch mit seinem weißen Barte und blutigem Kleide flößte mir Mitleid ein. Ich erwiderte ihm in wenigen Worten, daß das Kind am Leben und in den Händen eines englischen Hauptmanns sei, der die Absicht ausgesprochen, es als das seinige adoptiren zu wollen.“

„So sei Gott gelobt!“ rief der Abt mit gen Himmel gehobenen Augen. „Es sind heute in diesem Heiligthum Verbrechen genug begangen!

Aber höre, Engländer," fuhr er gegen mich gewendet fort, „kennst Du den Hauptmann und könntest Du ihn wiederfinden?"

„Ich antwortete bejahend."

„In diesem Fall," erwiderte der unglückliche Abt, dessen Kräfte zu sinken anfingen, „suche ihn auf und sage ihm meinerseits, daß das Kind, dessen er sich bemächtigt, der einzige directe Erbe einer berühmten Familie dieses Landes ist; seine Ahnen waren die Wohlthäter dieser Abtei, weshalb der Vater des Kindes es mir vor seinem Tode anvertraute. Jetzt ist es eine Waise und hat keinen andern Vormund als entfernte, habsüchtige Verwandte, die seine Kindheit gewiß benutzen würden, um ihn seines reichen Erbes zu berauben. Möge dieser Engländer sein Beschützer werden; wenn er es irgend kann; denn sobald er heran gewachsen, wird er reich und mächtig genug werden, um denen, die seine Jugend geschützt, sich dankbar beweisen zu können. Aber," fuhr er mit Anstrengung fort, und indem er ein Pack Pergamentblätter unter seiner Kutte hervorzog, damit kein Zweifel über die Identität dieses edlen Sprößlings bleibe, so er einst sein

Erbe zurückfordern will, so übersende ich dem großmüthigen Edelmann, der sich seiner annehmen will, diese Pergamentblätter. Es sind die Urkunden, die später zu seiner Anerkennung dienen werden."

„Mechanisch griff ich nach dem Packet, das mir der Alte hinreichte, und verbarg es unter meinem Gürtel. Der Abt ward immer schwächer und konnte sich kaum noch aufrecht halten."

„Söldner!" sagte er mit abgebrochener Stimme, „bleibt Dir noch einiges christliches Gefühl, so beschwöre ich Dich, den Offizier in meinem Namen zu bitten, daß er die ihm anvertraute, vornehme Waise sanft und gütlich behandeln möchte; besonders nehme er sich vor den zahlreichen Feinden in Acht, die ihm . . . ."

„Er konnte nicht aussprechen; er wurde noch bleicher, murmelte noch einige lateinische Worte und stürzte todt zu meinen Füßen hin."

„Anfangs blieb ich wie betäubt von dem, was sich zugetragen; bald aber kam ich wieder zu mir, bedeckte, aus Ehrfurcht vor seiner geistlichen Würde, das Gesicht des Abtes mit einem Flügel seines Gewandes und machte mich nun daran,

die Kisten und Truhen, die voller kostbarer Sachen waren, ganz gehörig zu plündern."

Der „Prediger" hielt nachdenkend an, als ob seine Erzählung aus sei.

„Aber," fragte Klein-Baske, „womit beschuldigst Du Dich denn bei all' diesem? Donnerwetter! Nachdem, wie Du sprachst, zu urtheilen, glaubte ich doch, daß Du wenigstens das Kind in Stücke gehauen, um einen Zauber daraus zu machen, und hast Dich dabei betragen wie ein Kirchenheiliger. Wo steckt denn die Missethat, die Dein Gewissen so quält?"

„Ich habe die wichtigen Urkunden, die der Abt mir anvertraute, behalten," erwiderte Godefroi düstern Tones, „und habe den Kapitain Sturm nie wieder aufgesucht. Kurze Zeit nachher erfuhr ich, daß er aus Chandos Armee ausgetreten und in ein fernes Land gezogen sei."

„Nun, zum Teufel, was wolltest Du denn mit diesen Fetzen? So viel ich weiß, bist Du doch weder Geistlicher noch Gelehrter, um auf solch Geschreibsel Werth zu legen."

„Du hast mich nicht begriffen, Kamerad; ich glaubte und glaube noch, daß dieser unver-

schämte Hauptmann Sturm mir nur darum meine Beute entzogen, um das Lösegeld dafür selbst einzustreichen. Wenn ich ihm also die Pergamente, die des Kindes hohe Abkunft und dessen Rechte auf ein reiches Erbe bestätigten, übergab, so konnte der Hauptmann ohne Zweifel großen Nutzen daraus ziehen, was ich vermeiden wollte. Mein Haß gegen Sturm hat ein armes, unschuldiges Wesen getroffen, das noch am Leben ist und wahrscheinlich durch meine Schuld ein jämmerliches Leben führt. Sehr oft habe ich in meinen schlaflosen Nächten auf dem Felde, oder in den Burgen an das Unrecht gedacht, was ich damit vollbracht, daß ich die kleine Waise von Châlard die Brutalität des Hauptmanns entgelten ließ, und bleibe ich am Leben, so werde ich gewiß nach Saint-Jaques de Compostella pilgern, um den Himmel für diese Missethat um Verzeihung zu bitten."

Klein-Baske schien diese Entdeckung nicht so tragisch zu nehmen, wie sein düsterer Gefährte.

„Beim heil'gen Gaspard!" rief er leichtfertig aus, „ich seh' in all' Diesem nichts, um so

gefährlich zu lamentiren! Was für ein großes Unglück ist es denn, wenn's auf Erden einen Herrn weniger giebt, arme Vasallen zu schinden! Aber Dank für Deine Beichte, Kamerad, und wenn Du der Absolution bedarfst, so gebe ich sie Dir von ganzem Herzen; womit kann ich Dir aber sonst noch dienen?"

Godefroi blickte scheu um sich, ob auch niemand seine Mittheilung belauschen könne.

„Sollte ich morgen fallen," begann er leise wieder, „und wenn Du sicher bist, daß ich meine letzte Wunde erhalten, dann suche hier unter meinem gelben Wamms, den ich unter der Rüstung trage, da wirst Du eine Börse mit Gold und ein Pack Pergament finden . . . ."

„Was das Gold betrifft," fiel Klein-Baske ein, „so würde mich dessen Anwendung nicht verlegen machen; aber beim heiligen Denis! was willst Du, daß ich mit den Pergamentblättern anfangen soll, da ich nicht lesen kann?"

„Auch ich nicht, Kamerad, und daher weiß ich auch durchaus nicht, was sie enthalten; aus Furcht vor irgend einer Klatscherei habe ich sie Niemanden anvertrauen wollen. Wäre der Haupt-

mannn Bonne-Lance freundlicher und weniger geheimnißvoll gegen uns, die wir, genau genommen, doch seines Gleichen sind, so hätte ich mich vielleicht an ihn gewendet, um wenigstens den Namen des aus Chälard geraubten Kindes zu erfahren; Du bist aber der Einzige, dem ich dies Geheimniß anvertraut, und ahnete ich nicht mein nahes Ende, so würde ich es auch noch lange für mich behalten haben. Laß mich nun noch ausreden. Siehst Du mich wirklich todt, so bemächtigst Du Dich der Pergamente und eilst damit nach Chälard, das nicht weit von hier liegt. Dort holst Du alle mögliche Erkundigungen ein, um zu erfahren, wer dies verschwundene Kind gewesen, und machst Dich dann auf, es irgend wie auszuforschen. Entdeckst Du es, so überbringst Du ihm diese Pergamente und wirst wahrscheinlich reichen Lohn empfangen. Sind aber ein Jahr hindurch alle Deine Nachforschungen vergeblich, so wirfst Du die Urkunden ins Feuer und bittest Gott für meine Seele."

Der „Prediger" stieß einen tiefen Seufzer aus.

„All' dies soll geschehn, Kamerad," erwiderte Klein-Backe, „ich werde Dir meinen Eid

halten, beim heil'gen Gaspard! Aber sage doch, wie denn mit der Börse? . . . . die Börse, von der Du sprachst, ist gut gefüllt; die meinige ist leer, siehst Du, und wenn ich das Land durchstreifen soll, diesen Unbekannten aufzusuchen ...“

„Sie ist gut gefüllt und Du wirst nicht lange darauf warten!“

„Sage das nicht, Freund Prediger,“ erwiderte Klein-Baske mit heuchlerischer Betrübniß, „man muß auf solche tolle Gedanken nichts geben. Bevor Du Deine Seele Gott befiehlst, wirst Du noch Zeit haben, manche Flasche Wein zu leeren und wirst noch manchen braven Stallmeister ins Gras beißen lassen.“

Der Flamänder blickte ihn verwundert an.

„Habe ich Dir denn nicht gesagt, daß ich „gefeiet“ bin?“ erwiderte er ernsten Tones; „dies Vorgefühl trügt nie. Ich werde morgen sterben.“ Klein-Baske war mit seinen Tröstungen vielleicht noch nicht zu Ende, als mitten im Lager ein großer Rumor entstand. Die Schildwachen vor den Palisaden hatten Alarm gerufen und die volltönige Stimme des Hauptmanns Bonne-Lance überbot das Geräusch der Arbeiter. Godefroi

schien sogleich alle Todesahnungen zu vergessen, sprang auf und befahl seinem jungen Kameraden kurzweg, ihm zu folgen. Klein-Baske, über diese plötzliche Verwandlung ganz verwundert, gehorchte sogleich, und beide rannten dem Platze zu, wo eine so große Bewegung entstanden.

Als Klein-Baske und Godefroi in der Einschließung des Lagers ankamen, wurden eben die Barrieren geöffnet und Hauptmann Bonne-Lance nebst einigen seiner Leute gingen hinaus, um nach der Ursache dieses Tumults zu sehn. Beim Schein einiger Fichtenzweige, welche die Stallmeister den Bivouacfeuern entrissen, sah man zwei Schützen einen Fremden heranführen, der in der Nähe des Lagers betroffen worden.

„Donnerwetter! was giebt's denn?“ fragte der Hauptmann ungeduldig, und was ist die Ursache solchen Spectakels? Sollte man doch glauben, daß Euch eine ganze Compagnie Reuter überfallen haben müsse.“

„Hauptmann,“ erwiderte der Führer des Gefangenen, „ich glaube nicht, daß dieser Bursche im Walde versteckte Gefährten hat; da er aber heimlich herangeschlichen kam, so rief ich

eine nahe Schildwacht, mir ihn festnehmen zu helfen, was all' diesen Aufruhr verursacht hat. Indessen fragt ihn nur aus, es ist gewiß ein Spion des Herrn von Montbrun.

„Ein Spion!“ wiederholte Bonne-Lance verächtlich. „Beim heiligen Georg! wenn dem so ist, so wird sein Prozeß nicht lange dauern, sondern wir werden ihn an einer dieser schönen Eichen baumeln lassen. Aber tritt einmal näher, Meister Landstreicher: wer bist Du? Woher kommst Du? Was willst Du? Sprich, bist Du stumm?“

„Herr Hauptmann,“ erwiderte der Fremde, den die gewaltsamste Gemüthsbewegung fast die Stimme versagte, „ich komme von Montbrun und bringe Euch wichtige Nachrichten von Seiten ...“

„Von Montbrun kömmst Du?“ unterbrach ihn der Abenteurer heftig, „und bringst mir von diesem unverschämten Baron wahrscheinlich Friedensunterhandlungen? Davon will ich nichts wissen, wenn anders er nicht dem Fräulein von Lastours das Ihrige ... Aber Tod und Teufel!“ fuhr er zornig und zurückprallend fort,

„ist das nicht zufällig dieser Minstrel, der auf die Thaten seines Räuberwirthes Lieder dichten sollte, und der es gewagt, wie es heißt, der edlen Valeria seine schmachtende Liebe zu weihen? Ja, auf Ehre, er muß es sein! denn die Leute auf Montbrun haben gewöhnlich nicht ein so weibisches Ansehn. Nun, Herr Sänger, ich wünschte schon lange Dich einmal zu sehn, um Dir zu verbieten, nach diesem Fräulein zu seufzen, da ich sie schon bewogen, meine süße Liebesqual anzunehmen. Aber wahrhaftig, der Schuft wagt, mit einem Bande von der Farbe meiner Dame vor meine Augen zu treten.“

Damit wollte er dem Fremden das grüne Band, das dieser um den Arm trug, gewaltsamer Weise abreißen. Gerald, denn er war es, der den Pfeilen Montbrun's entkommen, wich rasch zurück und sagte mit melancholischem Ton zum Hauptmann:

„Beneidet mir nicht diese Zierde, Messire, Fräulein von Lastours hat sie mir um den Preis meines Lebens gegeben, Euch aber schenkte sie ihr Herz und forderte nichts von Euch,

als die Erwiderung ihrer Liebe, welche Aufgabe nicht schwer zu erfüllen ist."

Diese sanften, traurigen Worte machten auf den heftigen Hauptmann Eindruck und beruhigten ihn sogleich.

„Wirklich," erwiderte er etwas wegwerfend, „ich vergaß, daß dergleichen Gunstbezeugungen gegen Minstrels nichts bedeuten, wenn die Dame nicht vielleicht einen Stolz darauf setzt, in Versen und Musik besungen zu werden. Wie dem nun auch sei, mein kleiner Minnesänger, so wird sich Herr von Montbrun darum nicht Glück zu wünschen haben, einen so unpassenden Boten an mich zu senden."

„Seid Ihr denn so sicher, Hauptmann Bonne-Lance," fragte Gerald, sich mühsam beherrschend, „daß ich von Seiten des Schloßherrn komme? Betrachtet mich," fuhr er fort, indem er auf seine nasse Kleidung und auf seinen von den Eisenspitzen der Pfeile an der Schulter zersetzten Wamms zeigte; „seht, ob ich wohl nöthig gehabt, die Gräben zu durchschwimmen und dabei den Pfeilen der auf der Mauer Wache

stehenden Schützen zu trotzen, wenn Herr von Montbrun mich sendete?“

„Aber wer dann?“ fragte Bonne-Lance lebhaft, „so überbringt mir Eure Botschaft.“

„Valeria von Lastours selbst sendet mich,“ sagte Gerald mit verlöschender Stimme.

Plötzlich veränderte sich das ganze Wesen des Hauptmanns.

„Entfernt Euch Alle,“ sagte er zu seinen Leuten, die, Schwerter oder Fackeln in der Hand, einen Kreis um ihn bildeten; „laßt mich allein mit diesem Herrn reden; kehre ein Jeder zu seiner Arbeit zurück und melde man mir den geringsten Vorfall. Stallmeister,“ rief er einen hinter ihm stehenden Wegelagerer an, „siehe doch nach, ob sich noch eine Flasche Wein findet, den edlen Boten zu bewirthen. Und Ihr, Messire,“ fügte er hinzu, indem er Gerald mit ritterlicher Artigkeit anlächelte, „folgt mir in mein Zelt; ich will den Gesandten Valerias von Lastours möglichst gut empfangen.“

Damit nahm er Geralds Arm und zog ihn dem Zelte zu, das sich mitten im Lager erhob. Die Wegelagerer zerstreuten sich, um die vom

Alarm unterbrochenen Arbeiten und Beschäftigungen wieder vorzunehmen, nur Godefroi und Klein-Baske standen noch an der Stelle, wo diese Scene Statt gefunden. Der „Prediger“ schien stieren Auges mehr als jemals in seine düstern Betrachtungen versunken zu sein.

„Nun, Kamerad,“ sagte Klein-Baske zu ihm, „morgen wird's ohne Zweifel einen rauhen Tag geben; meinst Du nicht auch, daß es verständig wäre, noch ein wenig Ruhe zu suchen?“

„Es ist höchst befremdend,“ brummte der Flamänder wie für sich; „dachte ich doch eben, als ich diese beiden jungen Leute so ansah . . .“

„Was dachtest Du denn?“

„Nichts, nichts,“ erwiderte Godefroi abwehrend; „bedaure mich, Klein-Baske, ich bin verrückt.“

Damit eilte er fort und verbarg sich unter seine Laubhütte.

Einige Augenblicke später saßen Gerald und Bonne-Lance in des Hauptmanns Zelt und schon schien eine vollkommene Freimüthigkeit zwischen Beiden zu herrschen. Die Ausstattung des Zeltes war höchst einfach, um nicht zu sagen,

höchst ländlich. Einige unbehobelte, von Pfählen unterstützte Bretter gaben den Tisch ab, und zwei, von einem ungeschickten Zimmermann flüchtig zusammen geschlagene Schemel dienten statt Sessel. In einem Winkel lag ein Haufen trockner Blätter, worüber zwei oder drei Wolfs- und Fuchsfelle ausgebreitet, was des Hauptmanns Bett ausmachte. In dem Bewohner dieser dürftigen Zuflucht konnte man eine Person errathen, die sich um Behaglichkeit wenig bekümmere, und die durch die Gewohnheit längst mit allen Entbehrungen vertraut war.

Der Stallmeister stellte richtig eine Flasche Wein auf den sogenannten Tisch, setzte zwei hörnerne Becher daneben und legte auch ein Maisbrot auf; das war Alles, was die Speisekammer des frugalen Bonne-Lance enthielt. Nachdem er also die Tafel geordnet, zündete er ein, in einem hölzernen Leuchter steckendes Harzlicht an, ging dann hinaus und zog den Vorhang vor der Zeltöffnung zu.

Die erste Regung in den jungen Leuten, als sie sich allein und einander gegenüber sahen, war die Neugier. Bei dem schwankenden Fak-

kelschein hatten sie sich nicht so genau betrachten können, und blickten sich jetzt schweigend an, als ob jeder sich mit dem Andern vergleichen wollte. Beide waren jung und schön, wenn ihre Schönheit auch von einem ganz verschiedenen Karakter: die zarten Züge des Minnesängers, sein schlanker Wuchs, seine langen, blonden Lokken bildeten den Typus der Anmuth, der Sanftmuth und Poesie. Dagegen der Hauptmann mit seinen männlich regelmäßigen Zügen, mit seinen lebhaften, schwarzen Augen, mit seinen stolzen, herrischen Bewegungen, das Bild der Kraft, der Entschlossenheit und der Tapferkeit darstellte.

Nach diesem raschen Examen schienen sich Beide einander volle Gerechtigkeit zu zollen.

„Herr Minstrel," sagte der Hauptmann vertraulich: „ich hoffe, daß es für Euch kein Motiv zum Haß ist, daß Fräulein von Lastours wegen des ihr von mir geleisteten Dienstes, den sie weit überschätzt, mich eines Vorzugs vor Euch gewürdigt. Ich bin zu gering, um so viel Ehre zu verdienen, und würde nicht zu hof-

sen gewagt haben, über Euch den Vorzug davon tragen zu können."

„Dank für Eure Höflichkeit, Herr Hauptmann," erwiderte Gerald mit trübem Kopfschütteln; „ich weiß zu gut, wie hoch die edle Valerie die kriegerischen Eigenschaften an ihrem Bewerber achtet, um vollkommen Euren Vortheil gegen mich einzusehn. Indessen," fuhr er mit einem ganz andern Ton fort, „verlangt Ihr denn nicht nach den ernsten Nachrichten, die ich Euch von Eurer Dame bringe?"

„Nicht, bevor wir Euer Willkommen getrunken," sagte Bonne-Lance, die Becher füllend, „und ich bitte Euch, mir auf das Wohl des edlen Fräuleins, das wir Beide ehren und lieben, Bescheid zu thun."

Gerald nahm diese Einladung an, die ganz zu dem damaligen Ceremoniel gehörte, und nippte einige Tropfen Wein. Der Hauptmann leerte seinen Becher mit einem Zuge und stellte ihn auf den Tisch. Dabei schien aber eine geheime Betrachtung durch seinen Kopf zu fahren, worauf er seinen Gast starr anblickte und mit einem bittern Lächeln sagte:

„Ihr müßt freilich eine armselige Idee von meiner Gastfreundschaft empfangen. Ein Maisbrodt, zwei hörnerne Becher und einen Schemel! So müßte derjenige, der zu Euch spricht, nicht den Gesandten seiner süßen Freundin aufnehmen! Wohl hätte er ihn in einen Marmorpalast führen, ihm den Ehrenwein in goldenem Becher vorsetzen können. Er wollte es nicht!“

Bonne-Lance schwieg und stieß einen tiefen Seufzer aus. Der Minnesänger sah ihn mit wachsender Theilnahme an.

„Auf den ersten Blick, Messire,“ erwiderte er, „habe ich's durchschaut, daß Ihr nicht geboren, um mit Genossen, wie die Eurigen es sind, zu leben, und schon fragte ich mich im Stillen, wie es möglich ist, daß Ihr so jung, mit . . . .“

„Laßt das, laßt das, Herr Minnesänger,“ unterbrach ihn Bonne-Lance, „in meiner Geschichte giebts keinen Gegenstand zu einer Ballade und Liedern, um die Müßigen unsrer Burgen damit zu unterhalten. Lassen wir das fallen und kommen wir lieber auf die Botschaft, die Fräulein Valeria Euch für mich anvertraut.“

„Sehr gern, Messire; auch sind die Nachrichten, die ich überbringe, von der höchsten Wichtigkeit, und habe mit deren Mittheilung vielleicht schon zu lange gezögert.“

Nun erzählte er ihm Duguesclins Ankunft auf Montbrun, den, wegen Valeria zwischen dem Helden und dem Burgherrn entstandenen Streit und endlich den hinterlistigen Plan des Schloßherrn, um seinen erlauchten Gast gefangen zu nehmen und an den König von England zu verkaufen, sollte der König von Frankreich ihn nicht auslösen können.“

Bei dem bloßen Namen Duguesclin sprang der Hauptmann von seinem Sitz auf.

„Duguesclin hier!“ rief er begeistert aus; „der edle, tapfre Ritter, der große Feldherr Bertrand in meiner Nähe und ich weiß es nicht! Aber fahrt fort, Messire, fahrt fort. Wäre ich König, so würde ich Euch ein Herzogthum geben, um Euch für diese gute Nachricht zu danken.“

Was ihm noch zu erfahren übrig blieb, hörte er in der größesten Aufregung an, als aber Gerald damit schloß, ihn in Valeria's Namen inständig zu bitten, alle seine Kräfte an die Be-

freiung Duguesclin's zu wenden, da konnte er sich nicht länger halten, sprang auf und rief heftig aus:

„Ja, ich werde ihn befreien! Seien alle Engel und Heilige des Paradieses gepriesen und gelobt! Da kömmt also die längst erwartete Gelegenheit! Ich — dem berühmtesten Feldherrn der Christenheit einen so großen Dienst leisten!... Mein Name wird von der ganzen Welt genannt werden und das Gelübde, das ich gethan, wird bald erfüllt sein!... Ja, ich werde ihn befreien, oder bei dem Unternehmen fallen, doch werde ich dabei auch meinen letzten Mann opfern.“

Gerald konnte die Ursache dieser Ueberspannung nicht begreifen.

„Ich setze Euch in Verwunderung,“ fuhr der Hauptmann energisch fort, „vielleicht komme ich Euch vor, als hätte ich den Verstand verloren; aber die Freude, die Freude allein bringt mich ausser mir! Diese glänzende Waffenthat, oder diesen ehrenvollen Tod, habe ich gesucht und werde nun Eins oder das Andere finden. Ich werde aus dieser, mich schon so lange drückenden Dunkelheit hervorgehn und werde diejenigen, die einst

mich Feigling genannt, Lügen strafen! Ich werde Valerias würdig werden. Doch, entschuldigt, bei Gott und meinem Schutzpatron, dem heiligen Heinrich, mein Kopf ist wie verwirrt und ich schwanke wie ein Trunkener!“

Er sank auf seinem Schemel zurück, stützte den Kopf in die Hand und schien sich aufs Aeußerste anzustrengen, um seiner Gemüthsbewegung Herr zu werden und seine aufsprudelnden Gedanken zu beschwichtigen.

„Messire Montagu,“ hob er nach einem augenblicklichen Schweigen weit ruhiger an, „habt Ihr mir nicht gesagt, daß Fräulein von Lastours mir verbietet, die Burg zu stürmen, um ihren Vormund zur Herausgabe ihres Erbes zu zwingen.“

„Ich habe es Euch gesagt und es ist die reine Wahrheit, Herr Hauptmann.“

„Das ist's, was ich fürchtete,“ murmelte Heinrich nachdenkend. „Ein Weib ist schwach und schüchtern, dennoch muß ich ihr gehorchen. Zum Unglück fürchte ich, daß mein ganzer Wille nicht mächtig genug sein wird, die Begebenheiten des kommenden Tages zu leiten.“

Er machte eine neue Pause.

„Herr Minnesänger,“ begann er aufs Neue aufstehend, „Ihr bringt mir da ernste Nachrichten: aber über einen Punkt, darin habt Ihr mich noch gar nicht aufgeklärt: weiß man genau, an welchem Orte sich des Barons Leute im Hinterhalt legen sollen, um den Helden Bertrand zu fangen?“

„Das ist mir durchaus unbekannt. Herr Bertrand und Ihr, die Ihr den Boden der Landschaft hier herum genau kennt, müßt es errathen, welche Gegend dazu am geeignetsten seyn möge.“

„Ein einziger Ort würde mir zu solchem Unternehmen geeignet scheinen,“ sagte der Hauptmann mit nachdenklicher Miene: nämlich der Wolfsschlund, der, dort hinter dem hohen Berge liegende Engpaß; wenn anders der Baron nicht das Falkenthal gewählt, ein, mit Kastanien bewachsener Grund, der da unten auf der Heerstraße liegt. Nun, ich werde beide Orte bewachen lassen, und werde von allen Seiten Spione aussenden . . . Niemand soll in Mont-

brun aus- und eingehen, daß wir es nicht auf der Stelle erführen."

Darauf unterbrach er für einen Augenblick seine Gedankenvertiefung und sagte, Geralds Hand ergreifend, mit ächter Herzlichkeit:

„Freund Minstrel, die Art, wie Ihr die Burg Montbrun verlassen, läßt mich vermuthen, daß Ihr nicht geneigt seyd, dahin zurück zu kehren, besonders nicht diese Nacht. Nehmt also die Gastfreundschaft unter meinem Zelte an. Ihr seyd matt und krank; Euer zarter Körperbau ist der Strapazen und der Schlaflosigkeit nicht gewohnt wie wir; ausserdem müssen dies gezwungene Bad, dies Laufen und diese Gemüthsbewegungen Euch erschöpft haben. Ruht auf diesem Lager aus und gebietet über Alles, was mir gehört."

Dieser Vorschlag kam nicht zur unrechten Zeit; denn wirklich erlag Gerald fast den Anstrengungen, die er seit einigen Stunden extragen. Er konnte sich kaum aufrecht halten.

„Dank für diesen guten Einfall, Sire Heinrich," erwiderte er; „aber ich würde mir einen Vorwurf daraus machen, einem tapfern Krieger,

der bald seiner ganzen Kraft bedürfen wird, seines einzigen Lagers zu berauben."

„Glaubt Ihr, Freund Minstrel, daß ich nach solchen Nachrichten schlafen könnte? Wüßtet Ihr, was in meiner Seele vorgeht, wüßtet Ihr, wie sehnsuchtsvoll ich die endlich nahende Stunde erwartet! Macht Euch also keine Scrupel mein Soldatenbett einzunehmen, zur Noth würde ich ohne andern Schutz, als den mir mein Mantel gäbe, auf dem Rasen schlafen können; doch muß ich meine Vorbereitungen für den morgenden Tag machen, muß Befehle ertheilen und überall selbst mein Auge haben."

„Nun, alsdann mache ich von Eurem freundlichen Anerbieten Gebrauch," sagte der von Müdigkeit überwältigte Minnesänger; „wollt Ihr mich aber nicht auch zum Erfolg dieses großen Unternehmens, dessen Ehre Euch allein vorbehalten, anwenden?"

„Ich werde Euch zur rechten Zeit anstellen, da mir Euer Rath nothwendig sein wird; aber in wenigen Stunden wird der Tag anbrechen, und jede Minute, die Ihr verliert, büßt Ihr für die nothwendige Erholung ein. Lebt wohl denn,

mein artiger Minstrel, und möchtet Ihr einen erquickenden Schlaf thun."

Damit schlug der Hauptmann die Zeltthür zurück und gab dem Stallmeister Befehl, Wache zu stehn, damit Gerald's Schlaf nicht unterbrochen werde.

„Er ist eben so edel und großmüthig, als er tapfer ist," murmelte Gerald bedauernd, indem er sich auf die Thierfelle hinstreckte. Er ist Valeria's Liebe würdiger als ich! —"

Sechstes Kapitel.

Bei der ersten Morgendämmerung verbarg sich ein Trupp Krieger in den Theil des Waldes, der die, zur Burg Montbrun führende Allee beherrschte und höchstens vier- oder fünf Hundert Schitte vom Schloßthor selbst entfernt lag. Der ganze Haufe beobachtete tiefe Stille, und obgleich er zahlreich war, verrieth nichts seine Gegenwart an einem, der Burg so nahe gelegenen Ort. Die, in ihre Schlachtrüstung gekleideten Reuter waren zwar mitten im dichtesten Buschwerk abgestiegen, hielten jedoch ihre Pferde am Zügel, um sich beim ersten Ruf wieder auf den Sattel schwingen zu können. Die Bogenschützen und Fechter hatten sich am Saum des Waldes zerstreut, und dort, hinter Sträuchern und Gebüschen auf dem Bauche liegend, blickten sie sonder-

bar starr auf das Schloß, und tausend Pfeile konnten auf ein gegebenes Zeichen aus diesen schweigsamen Büschen fliegen.

Noch rührte sich nichts auf Montbrun, und kein äusseres Zeichen verrieth, daß sich dort irgend ein ungewöhnliches Ereigniß vorbereite. Freilich war's noch sehr früh, und obgleich der Himmel klar und blaßblau schimmerte, so glänzte doch im Westen noch ein Stern und eine neblichte Dämmerung hüllte die Landschaft ein. Der nahe Sonnenaufgang verkündete sich nur durch einzelne rothe und goldige Wölkchen, gegen die die schwarzen, hohen Thürme und Zinnenmauern der Burg sich grell abzeichneten. Die ganze Natur schlummerte noch; kaum, daß in der Tiefe des Waldes hie und da ein kleines Vögelchen rege ward und sein erstes Zwitschern hören ließ, sonst machte der, in dicken Tropfen von den hohen Kastanien fallende Thau das einzige Geräusch, das die unter den Blättern versteckten Kriegsmänner wahrnehmen konnten.

Noch eine ziemliche Strecke weiter vor als der Reuterhaufen, und verborgen hinter einem Gebüsch von Stechpalmen und Holunder, die

den äußersten Punkt des Waldes, nach der Seite von Montbrun hin bildeten, standen zwei Personen, die sich nicht minder aufmerksam mit der Burg und ihren Bewohnern beschäftigten: Es war Gerald und Bonne-Lance. Der Hauptmann vom Kopf bis zum Fuß gewaffnet, das heißt; in voller Stahlrüstung. Um jedoch in diesem Augenblick aufmerksamer sein zu können, hatte er seinen Helm, seine Lanze und seinen Schild in den Händen seiner Stallmeister gelassen, die, zwanzig Schritte hinter ihm, eine besondre Gruppe bildeten; so war denn der Kopf des jungen Hauptmanns der Kühlung der Morgenluft Preis gegeben. Den kurzen Mantel oder Ueberrock, den er über seine Rüstung trug, schmückte weder Wappen noch Devise, sondern ließ nur ein, an seinem Wehrgehänge befestigtes Horn sehn. In diesem Aufzuge hatte der Hauptmann der Wegelagerer die männlich stolze Haltung des Mannes, der sich seiner Kraft und seines Muthes bewußt. Was Gerald betraf, so trug er dasselbe schwarze Kostüm, worin er die Burg verlassen; nur hatte er auf das Zureden seines neuen Freundes, wegen der ihm an diesem Tage

bevorstehender Gefahren, sein langes, blondes Haar unter einem Stahlhelm verborgen und sich einen leichten Panzer anlegen lassen. Er hielt einen Jagdspieß in der Hand; aber trotz dieses kriegerischen Aufzuges behielt er seine sanfte, schwermüthige Miene bei, die der wahre Ausdruck seines Characters war.

Beide, die Augen auf die Burg geheftet, harrten in der größten Spannung. Gerald stand unempfindlich wie eine Marmorstatüe, der Hauptmann dagegen beobachtete nicht so streng, um nicht zuweilen einen Blick hinter sich zu werfen, ob seine Untergebenen auch seinen Befehlen in allen Punkten Folge leisteten. Als Gerald eine unwillkührliche Bewegung machte, hielt es sein Gefährte für Ungeduld und sagte leise:

„Wohl weiß ich, Herr Minstrel, daß Ihr dergleichen Strapazen und Kriegsgefahren nicht gewohnt seid, und ich hätte Euch vom Herzen gern verschonen wollen; doch kennt Ihr vollkommen alle Einwohner des Schlosses und könnt mir über sie und ihre Pläne nützliche Belehrungen geben; darum wünschte ich, daß Ihr die Gefahren dieses Unternehmens für kurze Zeit theilen

möchtet. Sobald jedoch Euer Rath mir nicht mehr nöthig ist, könnt Ihr Euch, so wie Ihr es wollt, völlig sicher in mein Lager zurückziehn."

Gerald lächelte trübe.

„Ich glaube, Herr Hauptmann," erwiderte er, „Ihr habt, in Hinsicht auf Muth, von uns Meistern der heiteren Kunst eine schlechte Meinung; indessen, wenn ich auch allerdings meinen Wrest *) besser als diesen unbequemen Spieß zu regieren weiß, und wenn ich auch Minnesänger bin, so stamme ich doch auch von adlicher Abkunft her und bin nie vor einer Gefahr erblaßt. Mein Vater ist ehemals ein wackrer Kriegsmann gewesen, und ist er auch alt, arm und gebrechlich geworden, hat er mir auch friedliche Gesinnungen eingeimpft, so hat er mich doch auch frühzeitig die Feigen und Feiglinge verachten gelehrt."

„Wie denn, Messire," fragte Bonne-Lance zerstreut, „habt Ihr denn noch einen Vater?"

„Ich habe ihn nicht mehr," erwiderte Gerald seufzend, „ich stehe jetzt allein auf der Welt. Ein Pilger, dem ich vor einiger Zeit beim Herrn Pierre-Buffière begegnete, benachrichtigte mich,

---

*) Schlüssel, die Harfe zu stimmen.

daß der edle, liebevolle Greis, nach dem Sohn rufend, der ihn nicht hören konnte, verschieden ist! Ich habe ihn bitter beweint und beweine ihn noch." —

„Aber, Herr Minstrel, warum verließet Ihr ihn, da er Niemand auf Erden zu lieben hatte, als Euch."

„Ich sagte Euch ja, daß er arm war, Messire; der Krieg bereichert einen einfachen Ritter, wie Herr von Montagu, nicht. Als er aus dem englischen Kriegsdienst trat, sah er sich ruinirt. Sein kleines, im Saintongischen gelegenes Eigenthum wurde verkauft, seine Schulden zu bezahlen, kaum daß er von dem Lehnsgut, dessen Herr er gewesen, eine kleine Hütte behielt und eine Leibrente, um nicht Hungers zu sterben. All' dieses erduldete Mißgeschick machte seine Stimmung düster und grämlich; mich, sein einziges Kind, erzog er in gänzlicher Abgeschiedenheit, wo er mich den Krieg und die dadurch verursachten Unglücksfälle verabscheuen lehrte. Auf ihn hatte ich alle meine Neigungen concentrirt, wie er auch mich aufs Zärtlichste liebte. Dennoch bemerkte ich endlich, daß ich dem Greise zur Last

lag und von dem, was er entbehrte, lebte. Ich sprach also davon, mich entfernen zu wollen, worüber er böse ward und mich undankbar schalt. Da schwieg ich wieder. Als sich aber die Noth noch steigerte, als täglich die Entbehrungen für den edlen Montagu härter wurden . . . da stand mein Entschluß fest . . . und in einer Nacht drückte ich den Scheidekuß auf die Hand meines schlummernden Vaters, nahm meine Harfe und verließ das bescheidene Asyl meiner Kindheit. Seitdem habe ich meinen Vater nicht wieder gesehn und vielleicht hat ihn der Gram um meine Abwesenheit getödtet!"

Gerald ließ den Kopf auf seine Brust sinken, um seine Thränen zu verbergen. Bonne-Lance schien tief erschüttert, als ob Gerald's Worte schmerzliche Erinnerungen in ihm erweckt hätten.

„Euch wenigstens," erwiderte er, „hat der Vater keine Schmähung ins Gesicht gesagt, und hat Euch nach Eurer Entfernung nicht in Gegenwart seiner Freunde und Diener beschimpft. . . . . aber ich . . . . doch, brechen wir von diesem peinlichen Gegenstand ab, wir finden wohl

eine passendere Zeit zu vertraulichen Austauschungen, und dann will ich Euch mittheilen, was ich noch Niemanden vertraut.“

Er schwieg einen Augenblick und schien sich Mühe zu geben, seine Aufregung zu unterdrücken.

„Messire,“ begann er bald auf's Neue und mit erzwungener Selbstbeherrschung, „ich dächte, daß die Stunde schon verflossen und auf Montbrun wahrscheinlich eine unerwartete Aenderung getroffen worden.“

„Wir sind noch fern von der sechsten Stunde, Hauptmann, und der Baron ist nicht der Mann, so leicht auf einen, einmal gefaßten Plan zu verzichten. Gewiß wird Alles geschehn, wie es das edle Fräulein angekündigt, und wenn Eure Vorsichtsmaaßregeln gut getroffen . . .“

„Das sind sie, mein Gefährte, ich versichere es Euch. Ich habe dreißig Mann, wohlberitten, nach dem Engpaß des Wolfschlunds, dreißig Andere nach dem Falkenthal geschickt. Was mich betrifft, so werde ich mit meiner übrigen Mannschaft Herrn von Montbrun verfolgen, so wie ich ihn werde aus der Burg kommen sehn; meine Leute im Walde sind gut postirt und sicherlich

soll Held Bertrand mir seine Befreiung danken, wenn anders man ihn anzugreifen wagt."

„Gott hört Euch, Messire! Aber, beim heiligen Jacob! ich glaube, daß die Bewohner von Montbrun endlich erwacht sind."

Heinrich Bonne=Lance erbebte und wandte ungestüm den Kopf dahin. Die Zugbrücke ward niedergelassen und einen Augenblick darauf ward ein langer Zug bewaffneter Reiter sichtbar, der durch den äussersten Wachtposten, die Barbakane, zog und seinen Weg dem Felde zunahm. Kein Geräusch, kein Kommando, kein Trompetenton kündigte diesen Abzug an, der selbst ängstlich und schweigsam vorwärts rückte.

„Das sind die zum Hinterhalt bestimmten Leute," murmelte der Hauptmann. „Platt auf die Erde," fuhr er gegen seine Leute gewendet fort; „rührt Euch nicht und athmet noch weniger, als ob Ihr todt wäret. Wehe dem, der eine Hand, oder die Zunge bewegt!"

Damit legte er sich selbst hinter dem Busch auf den Bauch, wobei er sich sehr hütete, sich durch irgend ein Klirren seiner Rüstung zu verrathen und winkte Gerald, ihm nachzuahmen.

„Herr Hauptmann,“ fragte der Minnesänger leise, „wär's nicht vielleicht am Besten gethan, diesen Haufen unversehens zu überfallen und niederzumetzeln? Alsdann könnte der, dem Helden bestimmte Ueberfall nicht Statt finden ....“

„O ja,“ fiel Bonne-Lance etwas spöttisch ein, „der Lärm des Scharmützels würde die ganze Burg in Alarm bringen und der Baron hielte Duguesclin gewaltsam gefangen! Nein, nein, es ist besser, sie vorbeiziehen zu lassen, wir werden sie zur rechten Zeit und am rechten Orte wiederfinden. Aber, bei Eurem Leben, still! Da sind sie.“

Wirklich näherte sich das Pferdegetrapp und die Reuter fingen an zu Zweien in den, neben dem Posten der Wegelagerer vorbeiziehenden Hohlweg in guter Ordnung einzurücken. Es war ein zahlreicher, wie zur Schlacht vollkommen gerüsteter Haufen, der aber weder Ritterfähnlein noch Banner führte, was so viel andeutete, daß man bei dieser Expedition mehr auf Nutzen, als auf Ehre rechne. Man bemerkte keinen Anführer, wenigstens trug dieser kein Abzeichen vor den übrigen Waffenmännern, und nichts in diesen martiali-

schen Gesichtern kündigte das Vertrauen und den freien Entschluß an, woraus ein sichrer Erfolg zu hoffen. Einige hatten sogar ihre Visire herabgezogen, vielleicht, um ihren innern Unmuth nicht durch ihre Züge verrathen zu lassen.

Sie kamen so nahe beim Hauptmann und dessen Leuten vorbei, daß jener schon bereuete, sich so nahe am Wege aufgestellt zu haben. Das Stampfen eines der, im Walde versteckten Pferde, die unbedachte Bewegung eines der verborgenen Schützen, das Umfallen eines, gegen einen Panzer gestützten Schildes, konnte die Söldner von Montbrun aufmerksam machen und das ganze Unternehmen fehlschlagen lassen. Glücklicher Weise schien der ganze Haufen zu sehr mit dem Zweck, den er verfolgte, beschäftigt, um auf das, was um ihn her vorging, zu achten; er setzte seinen Marsch fort und verschwand bald hinter einer Biegung des Weges.

Hauptmann Bonne-Lance sah ihnen so lange als möglich zwischen den Bäumen nach.

„Entweder ich verstehe nichts vom Soldatencharacter," begann er mit nachdenklicher Miene aufs Neue, „oder diese Söldner gehn nur

wider Willen an ihr Werk. Wie dem auch sei, es sind derer mehr, als ich voraussetzte. Darin erkenne ich des Barons gewöhnliche Bedachtsamkeit, indem er sich trotz seines Eigenlobes und trotz seiner Prahlereien wohl vorsieht. Man durchschaut leicht, daß der Verräther sich nicht zu sehr auf seine eigene Tapferkeit und auf die seiner Leute verläßt, um den braven Bertrand zu fangen; da er funfzig seiner besten Eisenrüstungen für den Zweck — einen einzigen Ritter und dessen zwölf waffenlose Stallmeister zu überfallen — nicht für zu viel gehalten hat."

„Wirklich, Sire Bonne-Lance," erwiderte der Minnesänger, gegen den diese Bemerkungen gemacht wurden, „das Häuflein scheint mir sehr stark zu sein, und wenn ihr nur dreißig Soldaten auf jedem der Posten habt, wo der Hinterhalt zu vermuthen, so riskirt Ihr in Euren Plänen zu scheitern. Freilich dürfte Held Bertrand's ausserordentliche Tapferkeit, bis wir ihnen zur Hülfe geeilt, die Ungleichheit aufheben.

„Unglücklicher Weise, Messire," erwiderte der Hauptmann kopfschüttelnd, „vermag seine Tapferkeit nichts gegen einen Wurfspieß, oder

gegen einen Pfeil, den der vielleicht feigste Schütze aus einer Entfernung von zwanzig Schritten abschießt. Außerdem ist der Held, wie Ihr wißt, gar nicht mit Vertheidigungswaffen versehn . . . . aber," fuhr er kurz abbrechend fort, „zuerst muß man den Ort erforschen, wo der Hinterhalt Statt finden soll."

Er winkte einem der, am Saum des Waldes postirten Schützen. Mit diesem, einen gewandten, muntern Burschen, dessen List und Treue er schon mehrmals erprobt, wechselte er einige leise Worte; worauf sich der Schütze verbeugte und sich rasch auf denselben Weg warf, den Montbruns Reuter genommen.

„Der soll ihnen nachspüren," hob Bonne-Lance wider an, „und sicher haben wir bald Gewißheit, was zu thun bleibt. Für uns ist's von der höchsten Wichtigkeit, den Ort des Hinterhaltes genau zu erfahren. Ist's das Falkenthal oder der Wolfsschlund? Ich gäbe Alles, was ich besitze, darum, wäre ich schon über diesen unerläßlichen Punkt aufgeklärt."

Ein leuchtender Strahl durchblitzte jetzt den Horizont und erhellte mit seinem Widerschein

die Berge, den Wald, die Ebene. Die Sonne ging auf und umsäumte die finstern Massen der ganzen, alten Burg mit warmen, goldigen Tinten; fast im selben Augenblick bließen Trompeten und Hörner im Innern der Mauer zum Reveil.

„Endlich scheint es ihnen Zeit zu sein, ausgeschlafen zu haben!“ sagte der Hauptmann spöttisch. „Ohne Zweifel wird man nun, da die Falle aufgestellt, den erlauchten Helden seines Weges ziehn lassen, um ihm diesen desto sichrer zu hemmen.“

„Allerdings ist die Stunde nicht mehr fern,“ erwiderte Gerald; „indessen fürchte ich, daß Duguesclin im Augenblick des Scheidens durch Besorgnisse über Fräulein von Lastours aufgehalten werden wird. Ihr erinnert Euch, daß er ihr im Beisein aller Burgbewohner seinen Schutz zugesagt, und er ist wohl nicht der Mann, eine arme Waise so leicht aufzugeben und sie dem Zorn eines, gegen sie aufgebrachten Vormunds zu überlassen.“

„Darüber seid ausser Sorge, Messire,“ sagte Bonne-Lance geheimnißvoll; „Donna Valeria weiß, daß Bertrand in ihrem, wie in meinem

Interesse die Burg gesund und heiler Haut verlassen muß, und daß ich bereit stehe, ihn gegen seine hinterlistigen Feinde zu vertheidigen. So ist ihr auch nicht unbekannt, daß wir, wenn sie unserer auch nicht gewahr werden kann, hinter diesem Gebüsch versteckt liegen, und seht einmal," fuhr er, mit dem Finger auf das Schloß zeigend, lebhaft fort, „da bemerke ich eben ein Zeichen, welches mich überzeugt, daß sie unsre Pläne kennt und sie aus all' ihren Kräften unterstützen wird."

Gerald folgte mit seinem verwunderten Blick dahin, wohin man zeigte und suchte das Signal, wovon der Anführer der Abenteurer sprach; worauf er auch wirklich am Fenster des, von Valerien bewohnten Zimmers ein rothes Band im Morgenwinde flattern sah.

„Durch welche Zauberei, Messire," fragte er in der höchsten Ueberraschung, „habt Ihr in so kurzer Zeit dies edle Fräulein von Euren Plänen benachrichtigen können? Stehn Euch denn unsichtbare Feen zu Gebote, die Eure Gesandtinnen sind?"

„Wirklich," erwiderte Bonne-Lance lächelnd,

„besitze ich eben so rasche Boten, als Feen nur irgend sein könnten, und diese Nacht noch, während Ihr schliefet, habe ich Mittel gefunden, Valeria von allem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Doch still, unterbrach er sich rasch, auf's Neue mit gespannter Erwartung zur Burg hinblickend; „da hört man ja wieder Trompetenton, und gewiß bezeichnet dieses des Helden Bertrand's Abreise; der entscheidende Augenblick ist gekommen."

Wirklich hörten die Trompeter nicht auf zu schmettern, und die ganze Burg schien in Bewegung zu sein. Ueberall auf den Mauern erschienen Soldaten und das Glöcklein des Wachtthurmes lärmte wie bei Gelegenheit eines hohen Festes. Bald schlug die Zugbrücke krachend nieder, die Barrieren des äußersten Wachtpostens öffneten sich und mehrere Reuter kamen langsam aus der Wölbung hervor.

„Da sind sie!" murmelte Gerald lebhaft. „Diese Männer von so unscheinbarem Aeußern, die sich vor dem Thor aufstellen, sind die bretannischen Stallmeister, und jene Gestalt dort, von mittlerm Wuchse, mit dem kurzen Mantel

und das schöne, schwarze Pferd reitend, das ist Bertrand Duguesclin!“

„Und das also auch der Held, der Frankreich und die ganze Erde in Erstaunen setzt?“ fragte Heinrich, den habe ich ja gestern neben dem Baron gesehn, habe ihn für einen Wucherer, der ihm Geld leihe, oder für einen Kornhändler gehalten! Doch, was thut das Aeussere? Der Name Duguesclin würde die Häßlichkeit selbst verschönen! Beim heiligen Georg!“ fuhr er ungeduldig fort, „warum bleiben sie denn auf der Stelle und ziehen nicht ab?“

Das Häuflein hatte sich wirklich in guter Ordnung vor den Barrieren aufgereihet, während Duguesclin lachend mit den Knappen und Stallmeistern, die im Thorgewölbe standen, plauderte. Nach einigen Minuten kamen noch zwei Berittene aus der Burg und hielten der Barbakane gegenüber still. Der Eine von diesen Beiden trug den langen Vasallenrock und schien der Führer zu sein, der Duguesclin und seine Begleitung bis zu den Grenzen der Baronie führen solle; der Andere in geistlicher Kleidung war, trotz des Helms und des Panzers, den er über

sein Mönchsgewand angelegt, gar leicht für den kräftigen Kaplan von Montbrun zu erkennen.

Bertrand hatte rasch sein Häuflein untersucht und sich überzeugt, daß Niemand fehle. Als er eben zum Abmarsch winken wollte, erschien die Schloßherrin selbst unter dem Gewölbe.

Sie hatte dasselbe, von uns schon beschriebene Kostüm angelegt; der, von ihrer thurmhohen Frisur herabwehende Schleier wogte bis zur Erde nieder, auch trug bei dieser Gelegenheit eine ihrer Kammerfrauen die Schleppe ihrer adlichen Robe. Eine Menge Stallmeister und Pagen in glänzenden Livreen bildeten eine Gruppe um sie her. Aus der Hand eines dieser Umstehenden nahm sie einen goldenen Becher, füllte ihn mit dem Inhalt aus einer Kanne, die der Haushofmeister ihr darreichte, und gab ihn mit feinem Anstand dem Fremden, welcher, ohne abzusteigen, den Becher nahm und, bevor er ihn austrank, einige höfliche Worte an sie zu richten schien.

„Das ist die Schloßhertin selbst," sagte der Hauptmann; „sie kömmt bis an die Barrieren, dem Helden den Abschiedstrank zu reichen, weil

man jeden möglichen Argwohn seinerseits durch Höflichkeiten und Ehrenbeweise einschläfern will. Findet Ihr es, Herr Minstrel, aber nicht eben so sonderbar als ich, daß der Baron bei diesem Scheiden nicht persönlich die Honneurs macht?"

„Wirklich — das ist mir ebenfalls unerklärlich ...."

„Dahinter steckt gewiß eine neue List, von der wir nichts ahnen."

Noch ehe Gerald antworten konnte, hatte Duguesclin den Becher geleert, gab ihn der Baronin zurück, verbeugte sich tief und gab dem Führer das Zeichen, voran zu reiten. Aufs Neue schmetterten die Trompeten, tausend Vivat's der Burgbewohner, die sich auf den Mauern und an den Fenstern zeigten, schallten dem französischen Helden nach, der, von seinen Leuten gefolgt, im starken Trott dahinritt. Bald hatte sich Donna Margarethe mit ihrem ganzen Zug von Stallmeistern und Pagen wieder ins Innre der Burg zurückgezogen; die Barrieren schlossen sich, die Zugbrücke ward aufgezogen und die sich vor der Festung ausbreitende Ebene nahm ihre gewöhnliche Oede wieder an.

Die beiden, hinter dem Gebüsch verborgenen Beobachter hatten den lebhaftesten Antheil an dieser Scene genommen. Zu ihrem größesten Erstaunen wendete sich jetzt der Führer, statt Duguesclin und seine Begleiter denselben Weg wie die Leute des Hinterhalts ziehen zu lassen, dem kleinen See zu, der die Burggräben mit seinem Wasser nährte.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Hauptmann ängstlich; „dieser Weg führt, meines Wissens, weder zum Wolfsschlund noch zum Falkenthal. Sind wir getäuscht worden? Ahnete man wohl gar unsere Absicht? Dahinter muß die raffinirteste Höllenlist stecken!“

„Hauptmann Bonne-Lance,“ erwiderte Gerald leise, „da bemerke ich einen Mann, der Euch wohl alle diese Geheimnisse aufklären könnte, wenn anders Ihr das Geheimniß findet, ihn zum Sprechen zu bringen.“

Bonne-Lance hob den Kopf und gewahrte den ehrwürdigen Pater Gauthier, der auf einem kräftigen Pferde daher geritten kam. Schon am Burgthor hatte er von Duguesclin Abschied genommen, nachdem er mit heuchlerischer Demuth,

die mit seinem halb kriegerischen, halb geistlichen Kostüm im grellen Contrast stand, allen Anwesenden den Segen ertheilt und war allein die große Allee hinaufgetrabt, von wo aus er sich ruhig der Stelle, wo die Wegelagerer lauerten, näherte.

„Herr von Montagu,“ fragte der Hauptmann rasch und leise, „ist dieser Mönch nicht der Vertraute und Rathgeber des Baron von Montbrun?“

„Das ist er, Messire, und wahrscheinlich will er eben irgend einen wichtigen Auftrag für ihn ausrichten.“

„So muß er auch wissen, was wir zu erfahren wünschen; ich werde mich seiner Person bemächtigen.“

„Aber Hauptmann, bedenkt, daß die Zeit drängt . . . .“

„Wir haben den Baron noch nicht aus der Burg kommen sehn, und so lange der das Schloß nicht verlassen, ist noch nichts verloren.“

Er sprang in den Wald zurück und winkte zweien seiner Leute zu, ihm schweigend zu folgen. Darauf postirten sie sich etwas entfernter an ei-

ner Stelle, wo die Schildwachen der Burg sie nicht mehr bemerken konnten.

Der Kaplan setzte seinen Weg mit der sichern Ueberzeugung fort, daß es in der Nähe der Burg, die er so eben verlassen, für ihn keine Gefahr geben könne. Plötzlich aber fiel ein Mensch seinem Pferde in den Zügel, während der Hauptmann ihn mit der Spitze seiner langen Lanze bedrohte und ihm zurief:

„Wenn Ihr einen Schrei thut, seid Ihr des Todes! Steigt ab.“

Als der Mönch sich auf diese Art angefallen sah, wollte er nach einer, an seinem Sattelknopf hängenden Streitaxt greifen, doch einer der Angreifer hatte sich ihrer schon bemächtigt. Er wollte schreien, weil er hoffte, daß seine Stimme noch bis zur Burg dringen würde, aber im selben Augenblick war er schon vom Pferde gerissen und ein stählerner Panzerhandschuh hielt ihm den Mund zu.

„Thut Ihr einen Schrei, so seid Ihr des Todes!“ wiederholte Bonne-Lance dem zu Boden geworfenen Pfaffen drohend.

Gauthier, der wohl einsah, daß ihm hier we-

der Kraft noch Muth etwas helfen könne, nahm seine Zuflucht zur List und Heuchelei, gab seinen Mienen einen demüthigen, sanften Ausdruck und sagte mit hohler Stimme:

„Brave Leute, warum behandelt Ihr einen bescheidenen Gottesdiener, der im Begriff, die heiligen Pflichten seines Amtes auszuüben, so gar übel? Womit hat er Euch beleidigt? Er hat nichts mit dem Hader und Kriege dieses unglücklichen Landes zu thun, wünscht nur den Frieden unter die Menschen zurück zu führen und allem Blutvergießen Einhalt zu thun.“

„Reiset Ihr darum in so friedlichem Aufzuge?“ unterbrach ihn Bonne-Lance barsch, indem er auf den Panzer des stolzen Mönchs zeigte; „doch wir haben keine Zeit zu verlieren; steht auf, ehrwürdiger Pater. Ihr sollt mehrere Fragen rasch beantworten, besonders mit Wahrheit, sonst dürfte es Euch schlimm ergehn, denn ich schwöre es bei Gott, daß Eure Kutte Euch nicht vor meinem Zorn retten soll.“

Damit erlaubte er dem Kaplan aufzustehn, wobei indessen zwei Schützen ihn am Gewande

festhielten, um ihm jede Idee zur Flucht zu nehmen.

Verwundert betrachtete der Kaplan denjenigen, der so hochmüthig mit ihm sprach.

„Mein Sohn,“ begann er, „dürfte ich, bevor ich spreche, wohl wenigstens wissen, wer Ihr seid und mit welchem Rechte Ihr mich ausfragt? Mir scheinen Eure Züge nicht unbekannt, aber . . . .“

„Ich bin Hauptmann Bonne-Lance und frage Euch mit dem Recht des Stärkeren.“

„Der Hauptmann Bonne-Lance?“ wiederholte der Mönch mit gut gespielter Bewunderung. „O! mein Sohn, wie erfreut klopft mir mein Herz, einen so wackeren jungen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehn! Ich habe,“ fuhr er leiser fort, „ein edles Fräulein, das Eure großen Eigenschaften höher schätzt als irgend Einer, von Euch und über Euch sprechen hören und habe ihr oft versichert, daß, wenn Ihr Euch nur von diesen Belialskindern, die unter Eurem Befehl stehn, trennen wolltet, so . . .“

„Haltet ein mit Euren Ermahnungen,“ unterbrach der Abenteurer, ohne jedoch seine ganze

Rauhheit in diesen Befehl zu legen. „In diesem Augenblick möchte ich mich schwerlich durch Eure Schmeicheleien fangen lassen, obgleich Ihr auf ein von mir hochgeachtetes und geliebtes Wesen anspielt. Hört mich wohl: ich weiß, daß der Baron von Montbrun Euch seine Absichten vertraut hat, und was Ihr von diesen Geheimnissen wißt, müßt Ihr mir entdecken. Zuerst: wohin wollt Ihr in diesem Augenblick, wo sich so große Ereignisse vorbereiten? Welch' wichtigen Auftrag hat dieser böse Edelmannn Euch gegeben?“

Der Pater Gauthier affectirte eine noch viel demüthigere Miene als früher und erwiderte:

„Man hat Euch getäuscht, mein Sohn, wenn man Euch versichert, daß ich armer Priester einen so großen Einfluß auf den hohen und mächtigen Herrn von Montbrun ausüben sollte. Wohl ist es wahr, daß ich ihm im Beichtstuhle mehr als ein Mal die Absolution versagt, wenn er sich nicht zu einem andern Wandel bekehren wolle, aber ach! diese heilsame Strenge hat mir nur seine Feindschaft zugezogen. Nun fragt er mich nie mehr um Rath, und ich bin nur noch der demüthigste aller seiner Untergebenen. Ihr fragt,

wohin ich will? Nun, ich war Willens, den armen benachbarten Vasallen, die seit dem Beginn des beklagenswerthen Krieges der Priester beraubt sind — den Trost der Religion zu bringen."

„Ich glaube vielmehr, mein ehrwürdiger Vater," sagte Gerald vortretend mit starker Ironie, „daß Ihr Euch auf die Burg von Lastours begebt, der dortigen Besatzung den Befehl zn bringen, sich bereit zu halten, entweder ihrem Gebieter zur Hilfe zu eilen, oder der Ankunft eines vornehmen Gefangenen gewärtig zu sein."

Der Kaplan blieb gänzlich verblüfft, sowohl über diesen durchdringenden Scharfsinn des Minnesängers, als über dessen unerwartete Gegenwart.

„Ist's wirklich Herr von Montagu?" murmelte er fassungslos. „Ist's der anmuthige Sänger, den ich unter Wegelagerern wieder finde, während Jedermann glaubt, daß er diese Nacht in den Burggräben umgekommen?"

„Ich bin noch nicht todt, mein ehrwürdiger Pater, obgleich ich große Gefahr lief. Sagt aber lieber schnell, ob sich irgend etwas in den Plänen des Barons von Montbrun in Hinsicht

auf Hauptmann Duguesclin geändert, und ob er selbst den, dem Helden gestellten Hinterhalt befehligt?"

„Pläne! Hinterhalt!" stotterte der Kaplan wie betäubt. „Wenn anders Ihr von Fleisch und Bein seid, wie ist's alsdann möglich, daß Ihr um diese Geheimnisse wißt? Heut morgen schon waren Fräulein von Lastours Anspielungen höchst sonderbar und seit diesem Augenblick sehe ich nichts als die wunderbarsten, unerklärlichsten Veränderungen . . . ."

„Da verrathet Ihr Euch selbst, mein Vater, auch bin ich überzeugt, daß Ihr besser unterrichtet seid, als Ihr scheinen wollt. Wir wissen indessen auch schon viel von dem, was auf Montbrun gebrütet wird."

„Noch ist der Baron nicht fort," sagte Bonne-Lance in der größesten Aufregung, „doch kann er jeden Augenblick kommen und dann müssen wir ihm nachsetzen . . . wüthiger Mönch," fuhr er mit blitzenden Augen fort, „wirst Du sprechen?"

Der Kaplan sah den Einen und den Andern zögernd an.

„Der Eine prophezeihet, der Andre drohet,“ murmelte er; „scheint es doch, als ob der Dämon selbst es übernommen, Montbrun's Feinde von dem, was ihnen verschwiegen bleiben sollte, völlig in Kenntniß zu setzen. Aber beim Himmel,“ fuhr er entschlossen fort, „ich werde nicht derjenige sein, der ihre Feindseligkeit gegen meinen Herrn unterstützt.“

Damit machte er einige, kräftige Anstrengungen, sich den eisenfesten Händen, die ihn hielten, zu entreißen.

„Geht's da hinaus, unwürdiger Mönch,“ schrie wüthend Bonne-Lance. „Nun, Du sollst schon sprechen!“

Er blickte hinter sich und bemerkte den „Prediger“, welcher, gegen einen Baum gelehnt, mit seiner gewöhnlichen, stillen Melancholie diese Scene betrachtete. Er rief ihn bei seinem Namen und Godefroi trat sogleich heran, die Befehle seines Chefs zu empfangen.

„Godefroi,“ sagte Bonne-Lance, auf den Kaplan deutend, der eine herausfordernde Stellung affectirte, „da hast Du einen Schelm, der die wichtigsten Dinge zum glücklichen Gelingen un-

sers Unternehmens weiß und sie uns vorenthält; kennst Du nicht irgend ein rasches Mittel, ihm die Zunge zu lösen?"

„Ich kenne tausenderlei," erwiderte der „Prediger" mit seinem gewöhnlichen Pflegma. Welche Art von Mittel verlangt Ihr denn?"

„Nun . . . . für erst gelinde."

„Ich verstehe, Hauptmann, Ihr sollt zufrieden sein."

Darauf drehte er sich zu einer Gruppe Schützen und andern Soldaten um, die am Saum des Waldes standen und rief barschen Tones:

„Klein-Baske, bringe mir den Strang von einer Armbrust und einen Dolch mit stählernem Griff."

Klein-Baske gehorchte rasch und übergab seinem Kameraden das Geforderte; wobei er, statt in die Reihe der andern Soldaten zurückzutreten, mit boshaftem Grinsen beim Prediger stehen blieb, als erwartete er irgend einen ergötzlichen Spaß. Der Hauptmann, der eifrig und leise mit Gerald sprach, konnte diese Verletzung der Disciplin nicht bemerken.

Pater Gauthier aber folgte trotz seines schein-

baren Stoicismus allen Bewegungen Godefrois mit der größten Spannung. Dieser nahm den Strang doppelt, knüpfte die beiden Enden mit einen Knoten zusammen und schritt nun auf den Kaplan zu.

„Was willst Du thun, Du roher, ruchloser Mensch,“ fragte der arme Mönch, dem bei diesen Vorbereitungen nicht wohl zu Muthe ward.

„O! fast gar nichts, nur eine Kleinigkeit,“ sagte der Flamänder, „bekümmert Euch weiter nicht darum; ich will bloß diesen Strang um Euren Schädel befestigen, dann mit diesem Dolch, der, wie Ihr seht, ganz solide gearbeitet ist, zwischen Kopf und Strang, über Euren Ohren, rund herumschlitzen; höchstens zwei oder drei Mal, so löst die Schädelhaut sich augenblicklich ab. Wenn der Dolch beim Herumfahren auch manchmal ins Ohr geht, so thut das weiter nichts und Ihr habt Euch um solchen Ritz nicht zu quälen.“

Diese furchtbaren, von eben so erschreckenden Handgriffen begleiteten Erklärungen fingen an des Kaplans Muth zu erschüttern. Wir wissen, daß es ihm nicht daran fehlte; aber gegen physischen Schmerz war er nicht gewaffnet. Er

rollte die Augen gräßlich und zappelte zwischen den Händen derer, die ihn hielten, worüber Klein=Baske vor Lachen platzen wollte.

„So eine köstliche Erfindung!“ rief er bewundernd aus; „nur Du, Freund Prediger, kannst so sinnreiche Dinge erdenken . ... beim heil'gen Gaspard! welche possirliche Figur der Mönch machen wird, wenn er bis an die Augen tonsirt ist! und sein prächtiges Kopfhaar können wir dem hölzernen Pfahlmann aufsetzen, wenn wir uns das nächste Mal im Lanzenstechen üben. Na, mein verehrter Pater,“ fuhr er im groben Scherze fort, „Ihr seid nicht wenig ehrgeizig! Verlangt nach dem Cardinalskäpplein!“

Diese abscheulichen Spöttereien steigerten noch Pater Gauthiers Entsetzen. Kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn.

„Ich stehe zu Befehl,“ sagte ihm der Flamänder kaltblütig und stellte sich bereit.

Der Kaplan fand endlich die Stimme wieder, die ihm der Schreck geraubt.

„Christen, wenn deren hier sind,“ rief er angstvoll aus, „ich beschwöre Euch, nicht ein so großes Verbrechen gegen einen Diener des Herrn

zu begehen. Diejenigen, so da Hand an mich legen, werden vom Bann verfolgt und verflucht sein, werden in die Hölle fahren und dort mit den Teufeln brennen!"

Ein lautes Gelächter Klein-Baske's und ein Achselzucken des „Predigers" waren die einzigen Antworten, die er erhielt.

„Hauptmann Bonne-Lance und Ihr, mein artiger Minnesänger," begann der arme Mönch wieder, „Ihr seid Männer von Vernunft und Gerechtigkeit, Ihr werdet es nicht dulden, daß man also gegen einen armen Geistlichen handle, der Euch nie etwas zu Leide gethan. Hegt Ihr keine Ehrfurcht vor dem heiligen Stande, den ich bekleide, so bedenkt Ihr, Hauptmann! wenigstens, daß ich Valeriens Beichtvater bin, und Ihr, Herr von Montagu, bedenkt, daß wir auf der Burg an einem Tische saßen, daß ich mit Euch zusammen aß und trank."

Der Minnesänger warf dem Kaplan einen mitleidigen Blick zu und bat leise für ihn beim Hauptmann.

„Beim heil'gen Georg! bekümmert Euch um Eure eignen Angelegenheiten," unterbrach ihn

Bonne-Lance ärgerlich. „Ihr seht mich in der tödtlichsten Unruhe, unser, so gut angelegtes Unternehmen kann darum, weil wir nicht genau unterrichtet sind, dennoch fehlschlagen, und Ihr wollt mich in solchem Augenblick zur Gnade bewegen? Dieser Mensch muß sprechen," fuhr er wüthend und mit dem Fuße stampfend fort, „hörst Du, Mönch, löse Deine Zunge, oder Du bist des Todes! Wenn diese Marter nicht genügt, Dich zum Sprechen zu bringen, so wird man andre versuchen. Godefroi, der da vor Dir steht, ist mit seinen unwiderstehlichen Mitteln noch nicht zu Ende."

Der Prediger nickte bejahend.

„Aber ich weiß nichts," sagte Pater Gauthier schon halb besiegt.

„Dann überlasse ich Dich dem Godefroi; man nennt ihn den „Prediger", da möcht Ihr zusammen Kanzelreden machen."

Damit drehte er ihm den Rücken; Godefroi trat näher, Strang und Dolch in der Hand haltend.

„Ich will sprechen! Ich will sprechen!" schrie endlich der Kaplan dumpf; „aber aus Barmher-

zigkeit befreit mich von diesen beiden Menschen. Die Kaltblütigkeit des Einen, wie die rohe Lustigkeit des Andern tödten mich allein schon!"

Bonne-Lance, der sich bereits entfernte, kehrte wieder um nebst dem Minnesänger, den diese Scene auf's Peinlichste zu ergreifen schien. Der Hauptmann winkte seinen Leuten, zurück zu treten und nur zwei Hauptpersonen, wie die beiden Bogenschützen, die den Gefangenen bewachten, blieben zur Stelle.

„Schade," sagte Klein-Baske, seinen Kamerad im Walde wieder einholend, „das Haar dieses Schelmes ist trotz seiner Tonsur so dick und voll, daß ich's gut benutzen konnte."

„Tröste Dich, Kamerad," erwiderte der Prediger düstern Tones, „Du wirst vielleicht bald eine andere Beute machen, die Dir mehr einbringt als dieser Mönch."

Unterdessen warteten Bonne-Lance und Montagu ungeduldig auf die vom Kaplan versprochenen Entdeckungen.

„Suche uns nicht zu täuschen!" schrie ihn der Hauptmann drohend an. „Beim heiligen Denis! Du würdest es bereuen!"

„Wir sind besser unterrichtet, als Ihr es denken könnt,“ fügte der Minnesänger hinzu; „hütet Euch also vor jeder Unwahrheit, die wir auf der Stelle durchschauen könnten.“

„Und bedenke,“ fuhr der Hauptmann der Freicompagnie fort, „daß ich Dich in meiner Gewalt behalte, bis diese Angelegenheit, die mich auf's Höchste interessirt, ausgefochten sein wird. Belügst Du uns und läßt uns in eine Schlinge fallen, dann schwöre ich es bei Gott, bei der heiligen Jungfrau und bei allen Heiligen des Himmels, daß ich weder essen noch trinken will, bevor ich Dich lebendig geschunden und Dein Fell an einen Zweig dieser Kastanienbäume aufgehängt.“

Dieser gräßliche Eid konnte nichts mehr zu der schon beschlossenen Unterwürfigkeit des Mönches hinzufügen.

„Ich habe gar nicht mehr im Sinn, Euch irre zu führen,“ sagte er mit zitternder Stimme. „Fragt mich und ich bin zu antworten bereit.“

„Nun, wohin wolltest Du eben?“ fragte der Hauptmann rasch, als wolle er aus der Antwort des Mönches hierüber auf die Wahrheit

der andern, über noch wichtigere Fragen zu gebenden schließen.

„Ich wollte nach Lastours, wie dieser Minstrel es vermuthet, um dem Hauptmann der Besatzung den Befehl zu bringen, mit einem Theil seiner Leute dem Baron entgegen zu kommen; denn Eure Nähe beunruhigte ihn, daß er nicht vorsichtig genug sein zu können glaubte."

„Das ist gut," erwiderte Bonne-Lance mit einem Seitenblick auf Gerald, „dies scheint mir ganz richtig zu sein. Aber jetzt, mein Ehrwürdiger, antwortet eben so offen: wo soll der Ueberfall Statt finden?"

„Im Falkenthal."

„Wie ich gedacht! Wirklich auch sahen wir vor Sonnenaufgang einen Haufen Reuter in dieser Richtung hinziehn. Warum aber führte alsdann Duguesclin's Geleitsbote den Helden längs des See's?"

„Den Rath gab ich selbst, Messire. Der Baron ist unternehmend, verwegen, und schien große Lust zu einem persönlichen Kampf mit Sire Bertrand haben zu wollen, um sich einen großen Ruf zu erwerben. Nun habe ich aber so

viel von der wunderbaren Kraft dieses furchtbaren Feldherrn gehört, daß ich nicht ohne Sorge meinen Gebieter sich ihm Preis geben sah, und um die vielleicht unglücklichen Wechselfälle dieses Kampfes möglichst zu mindern, ließ ich Duguesclin den schwierigen, holprichten Weg führen, damit sein Pferd ermüden und weniger kampflustig sein solle, wenn wirklich mein Herr ihm den Zweikampf anböte . . . Man hat den Feldherrn überredet, daß dieser Umweg nöthig sei, um einer Begegnung mit Eurer Freicompagnie zu vermeiden; aber Ihr wißt, daß dieser Weg auf Umwegen zum Falkenthal führt."

„Das war mir unbekannt; aber nun begreife ich, was geschehen soll. Wahrhaftig, mein Vater, Ihr seid ein vorsichtiger Mann und sucht Euren Gebieter zu schonen, woraus zu merken, daß Euch ein guter Antheil an der Prise versprochen. Aber sagt mir doch (bei dieser nicht gerade nothwendigen Frage stieg eine Röthe in sein Gesicht auf) sagt mir doch, ob Donna Valeria, das Fräulein von Lastours, nicht noch heut Morgen ihre Bitten, sie unter seinen Schutz zu nehmen, gegen Sire Duguesclin erneuert hat."

„In dieser Beziehuug, Herr Hauptmann, würde ich Euch, wenn Zeit dazu wäre, die wunderbarsten Dinge berichten können. Dies sonst so herrschsüchtige Fräulein war heute wie ein Lamm. Bevor wir das Schloß verließen, wollte Duguesclin sie sehn, was man unter allerlei Vorwänden abschlug, worüber er so heftig ward, daß man endlich seinen Wünschen nachgab. Donna Valeria kam also herab und Jeder war einer Wiederholung der gestrigen Scene gewärtig; worüber Alle getäuscht wurden: denn sie trat würdevoll vor ihm hin und sagte dem Ritter, daß sie ihn seines Wortes entbände, seine übernommene Verpflichtung gegen sie löse, da eine Nacht reiflicher Ueberlegung sie anders aufgeklärt und über ihre Ansprüche und Rechte Zweifel in ihr erhoben hätte; daß, weit entfernt ihren edlen Verwandten zu grollen, sie ihnen vielmehr die größte Dankbarkeit schulde; daß endlich sie zu unbedeutend sei, um daß sich ein so großer Feldherr länger um sie bekümmern könne, daß sie aber die Güte, die er ihr bewiesen, zeitlebens nicht vergessen würde. Ihr könnt Euch das Erstaunen Aller, die das hochmüthige Fräu-

lein aus diesem Tore sprechen hörten, wohl vorstellen. Donna Margarethe wagte ihren Augen und Ohren nicht zu trauen. Anfangs argwöhnte der Sire Bertrand, daß man das junge Mädchen gewaltsamer Weise zu diesem auffallenden Rücktritt gezwungen, weshalb er mit Fragen in sie drang, ihr die wahre Ursache dieses unerwarteten Widerspruchs zu erklären. Sie antwortete, daß keine Drohung jemals im Stande sein würde, sie etwas gegen ihr Gewissen aussprechen zu lassen, daß, wenn sie ihren Ansprüchen entsagte, es aus dem einzigen Grunde geschehe, weil sie selbst an der Gültigkeit derselben zweifeln müsse. Da runzelte Bertrand unmuthig die Stirn und murmelte, daß er in Zukunft sich zwei Mal bedenken würde, ehe er sich in die Angelegenheiten junger Mädchen mische, die ihren Entschluß von einem Abend zum andern Morgen änderten. Indessen hat er sie bei seinem Scheiden, der Sitte gemäß, auf beide Wangen geküßt, wobei es mir schien, als flüstre ihm Valeria etwas zu, was aber nichts Wichtiges sein konnte, weil er darüber lächelte und einen sorglosen Handwink machte. Darauf nahm er

Abschied, indem er dem Haushofmeister zwanzig Florinen übergab, die Söldner und Soldaten von Montbrun auf seine Gesundheit trinken zu lassen."

Während dieser raschen Erzählung blickten sich der Hauptmann und der Minnesänger im höchsten Erstaunen an.

„Dies übersteigt doch allen Glauben!" brach Bonne-Lance los. „Daß Donna Valeria heute nicht eben so wie gestern Abend denkt, das ist mir erklärlich; daß sie aber also ihren Rechten auf Lastours entsagt, daß sie die mächtige Vermittlung des ersten Ritters von Frankreich zurückstößt . . . ."

„Was ich seit zwei Stunden gesehn und gehört ist gänzlich unbegreiflich," sagte der Mönch mit einer Angst, die nicht erkünstelt war. „Euer Verschwinden, Herr von Montagu, setzt in diesem Augenblick die ganze Burg in Bewegung. Jeder erzählt die Umstände Eures vorgeblichen Todes auf seine Manier, und als Herr Bertrand Euch zu sehn verlangte, hat man ihn mit so unglaublichen Fabeln betäubt, daß er zuletzt nicht wußte, was er davon denken sollte. End-

lich überredete man ihn, daß Ihr Euch gewiß dem Zorn des Barons entziehn wolltet und nun jämmerlich im Graben umgekommen wäret, was ihn tief zu betrüben schien."

„Mein ehrwürdiger Vater, ich bin nur der Spielball mächtigerer Ereignisse," antwortete der Minstrel! „aber die Zeit drängt und der Hauptmann hat Euch noch wichtige Fragen vorzulegen."

„In der That," fuhr dieser aus seiner Gedankenvertiefung auf, „Ihr sagtet noch nichts über den Baron und über die Art, wie er Abschied von Duguesclin genommen."

„Er hat gar nicht Abschied von ihm genommen: schon vor einer Stunde verließ er die Burg, und seine Gemahlin ist's, die während seiner Abwesenheit den Befehl übernimmt. Duguesclin war dabei, als Ihr gestern dem Baron die Fehde erklärtet, weshalb es ihm nicht auffiel, als die Baronin ihm heute sagte, daß er ausgezogen, um sich Hilfstruppen zu verschaffen."

Gerald und Bonne=Lance wurden hiervon auf's Höchste überrascht.

„Du lügst, Mönch!" schrie der Hauptmann

energisch; „ich bin sicher, daß Du lügst! Herr von Montbrun kann die Wohnung nicht verlassen haben! Bei allen Teufeln der Hölle, wache über Deine Zunge! Ich kann gleich den „Prediger“ zurückrufen.“

„Ich nehme den allwissenden Gott zum Zeugen meiner Wahrhaftigkeit,“ sagte Gauthier fest; „so wahr die Sonne über uns scheint, der gnädige Herr hat mit einem Reitertrupp früh das Schloß verlassen, um sich auf den Hinterhalt im Falkenthal zu begeben. Anfangs wollte er das Commando dieses Ausfalles einem seiner Sergenten übertragen, aber Jacob Schwarzbart, der Tapferste von Allen, ist wegen seines gestrigen, unverständigen Benehmens in ein Gefängniß geworfen. Ausserdem, obgleich der Herr nichts Bestimmtes über den Ritt gesagt, sondern nur Aeußerungen über den dabei zu gewinnenden Vortheil gemacht, so herrscht doch solche argwöhnische Unzufriedenheit in der Stimmung der Garnison, die irgend ein Unternehmen gegen den berühmten Helden ahnet, daß der Baron sich entschloß, das Kommando selbst zu übernehmen, als einziges Mittel, sich vollständigen Gehorsam zu sichern.“

Gerald's und des Hauptmanns Angst stieg auf's Höchste.

„Tod und Verdammniß!“ schrie Bonne-Lance wüthend; „ich bin sicher, daß Du, Teufels-Caplan, wie ein Ungläubiger lügst! Wie könnte der Baron den Zug nach dem Falkenthal in Person anführen? Ich habe den ganzen Zug aus zehn Schritt Entfernung, so deutlich wie Dich jetzt hier, vorbeiziehen sehen, und es waren weder ein Banner, noch Stallmeister oder Pagen dabei; nichts verrieth die Gegenwart dieses eitlen Edelmanns, wie er's doch sonst bei seinen Ausflüchten zu halten pflegt.“

„Aber wollt Ihr denn, Herr Hauptmann, daß er seine schönste Rüstung anlegt und die Trompeten schmettern läßt, wenn er auf solche Expedition auszieht? Um wahr zu sagen, liegt dem Herrn selbst nicht daran, hierbei erkannt zu werden, weshalb er das Kostüm und die Rüstung einer seiner Reuter angelegt.“

„Wirklich auch,“ fiel Gerald mit der größesten Aufregung ein,“ erinnert Euch, Hauptmann, daß mehrere dieser Söldner das Visir herabgelassen hatten, und daß namentlich derjenige, der

an ihrer Spitze ritt, von des Barons Wuchs und Stattlichkeit war.“

Dies Mal schien dem Hauptmann kein Zweifel mehr zu bleiben.

„Nun dann, was thun wir noch hier,“ rief er herrisch aus, „was thun wir noch hier, während man vielleicht schon im Falkenthal kämpft? Hollah! Ihr Leute,“ fuhr er mit Stentorstimme zu den Wegelagerern fort, die längst in größter Ungeduld das Signal zum Abmarsch erwarteten. „Zu Pferde! zu Pferde! Die Bogenschützen, die Knappen und das Fußvolk soll hinter den Reitern aufsitzen! Die Uebrigbleibenden sollen das Lager bewachen! Zur Lanze! Zur Lanze! Es wird Ruhm und Vortheil bringen!“

Kaum war dies Kriegsgeschrei ertönt, als sich der ganze Wald belebte. Waffengeklirr, ein Getöse von Stimmen, Pferdewiehern erscholl aus dem Innern des Waldes. Jeder Busch, jeder Schößling schien einen Schützen, einen Pagen, einen mit seinem zweischneidigen Säbel, oder einen Söldner mit funkelnder Pickelhaube zu liefern; die Heerstraße und der angrenzende, abschüssige Boden bedeckte sich mit Pferden, mit Kriegern,

die nach des Hauptmanns Befehlen gingen oder kamen, und der eben noch so einsame, öde Ort bot das tumultvollste Schauspiel dar.

Ein Page brachte dem Hauptmann seinen, mit einem rothen Federbusch geschmückten Helm; ein Stallmeister führte ihm sein Pferd vor, ein prächtiges Thier, wie sein Herr von oben bis unten mit Eisen bedeckt. Während der Hauptmann sich vollends rüstete, ertheilte er noch eiligst seine Befehle.

„Und ich, Herr Hauptmann,“ fragte der arme Kaplan, der unter der Wache zweier Bogenschützen geblieben, „wollt Ihr mich denn nicht wieder frei geben, da ich nur Euretha!ben meine Pflichten gegen meinen Gebieter gebrochen?“

„Es soll Euch kein Leid geschehn, mein ehrwürdiger Vater,“ sagte Bonne-Lance, sich im Sattel fest setzend, „wenn Ihr anders nur die Wahrheit gesagt. Schützen, führt diesen Priester in's Lager und bewacht ihn gut, damit er nicht entfliehen kann. Bemerke ich bei meiner Rückkehr, daß er uns dennoch getäuscht, dann

Mönch, sei Deines Todes gewiß. Sprich, noch kannst Du zurücknehmen!"

„Ich habe die Wahrheit gesagt," erwiderte der Kaplan.

„So ist's gut, geh!"

Damit winkte er den Schützen zu und diese führten ihn ins Innre des Waldes ab.

Unterdessen hatte auch Gerald das für ihn bestimmte Pferd bestiegen und sich einer Tartsche, oder eines Schildes bemächtigt, das an seinem Sattelknopf hing. Der Hauptmann warf einen mitleidigen Blick auf ihn.

„Ich sehe, Herr Minnesänger," sagte er zerstreut, „daß es Euch daran liegt, mir Euren Muth zu beweisen; doch wäre es mehr als verwegen, wolltet Ihr Euch in Eurer Equipirung dem Gemetzel, das arg werden dürfte, aussetzen."

„Ihr wißt, daß mir mein Leben nichts gilt," sagte Gerald melancholisch. „Meinetwegen tragt keine Sorge, Messire, ich werde mich vom Gemetzel fern halten; aber, wenn ich auch nicht für die Befreiung des tapfern Duguesclin mitkämpfen kann, so finde ich vielleicht eine andere

Gelegenheit, zur Ehre Valeriens, die er beschützt, ihm selbst nützlich zu sein.“

„Wie Ihr befehlt,“ erwiderte Bonne-Lance trocken, weil dieser Name ihn plötzlich an die zwischen ihnen bestehende Rivalität erinnerte.

Zu gleicher Zeit drehte er sich zu seinen Leuten um, die, so viel es der unebene Boden zuließ, schon in Schlachtlinie aufgereihet hielten. Jeder Reuter hatte einen Infanteristen hinter sich auf dem Pferde.

„Kameraden!“ rief der Hauptmann ihnen zu, „es handelt sich darum, den großen Feldherrn Duguesclin zu befreien, den der Baron von Montbrun boshafter Weise überfallen will, um ihn erst gegen Lösegeld auszuliefern.“

„Duguesclin!“ wiederholten alle Stimmen mit dem Ton höchster Bewunderung! Wir sollen also für den Helden Duguesclin fechten?“

„Für ihn und unter seinen Augen!“ also sehe Jeder darauf, seine Pflicht zu thun. Heiliger Georg und heiliger Denis! Zur Lanze! Zur Lanze!“

„Zur Lanze! Zur Lanze!“ wiederholte der ganze Trupp.

Unter dicken Staubwolken gings nun mit lautem Geschrei und im Galopp davon, worüber die kleine Anzahl von Soldaten und Söldnern, die auf der Burg von Montbrun zurückgeblieben, wohl sehr in Schrecken gerathen mochte.

Siebentes Kapitel.

Unterdessen ritt Duguesclin mit seinen Stallmeistern ruhig durch eine holzige, wilde Gegend, die sich jenseits des Teiches von Montbrun ausstreckte. Die Sonne fing an Kraft zu gewinnen, aber der Weg lag so tief eingeschichtet zwischen den rechts und links aufstrebenden Böschungen, die von Strauchwerk und hohen Bäumen geschützt waren, daß die Reisenden noch nichs von der Hitze zu dulden hatten. Nichtsdestoweniger behaupteten sie noch immer eine trübe, ängstliche Haltung und die balsamische Morgenluft, die ihre kräftige Brust einathmete, schien ihr Blut noch immer nicht zu erfrischen. Augenscheinlich war's, daß die Freiheit, deren sie jetzt genossen, noch immer nicht gewisse, neuerdings empfangene Eindrücke aus ihrem Gedächtniß verlöschen konnte;

mißtrauisch beobachteten sie den Vasallen, den man ihnen zum Führer gegeben, und der dem Zuge voran ritt; dann wieder unterhielten sie sich in ihrem Kauderwelsch mit einander.

Der bretannische Ritter allein zeigte keine Unruhe. Nicht, daß er nicht dieselbe Motive zum Argwohn gehabt hätte, sondern, weil er über jedes, der Furcht ähnliche Gefühl erhoben war. Er lachte über die Befürchtungen seiner Leute, wenn er sie bei jeder Biegung des Weges den Raum, der sich vor ihnen ausdehnte, ängstlich forschend ausspähen sah. Während man einen weiten Kastanienwald durchzog, wo der sich erweiternde Weg es erlaubte, daß mehrere Reiter neben eiander reiten konnten, rief Duguesclin seinen ersten Stallmeister Bigot, der vor allen Andern Argwohn zeigte, zu sich heran. Bigot gehorchte eifrig, und ohne in gleicher Linie mit seinem Gebieter zu traben, hielt er sich ihm nahe genug, um daß er bequem mit ihm sprechen konnte.

„So komm doch, mein Getreuer,“ redete der Ritter ihn in aufgeräumter Laune an; „warum, mein braver Stallmeister, machst Du diesen Morgen ein so langes und trübseliges Gesicht? Beim

heil'gen Yves! hat dieser lumpige Burgherr Euch fasten lassen, oder Euch auf seiner höllischen Burg ein schlechtes Lager bereitet? Was mich betrifft, so aß ich gestern Abend nichts, um nicht mit diesem Schuft Brot und Salz zu theilen; dagegen habe ich gut geschlafen und mich am heutigen Frühstück für die gestrige Entbehrung entschädigt. . . . Bei Gott! Ihr hättet es eben so machen sollen.“

„Das mochtet Ihr wohl thun, gnädiger Herr,“ erwiderte Bigot seufzend; „was uns jedoch betrifft, so haben wir von dem Augenblick an, wo man uns in unsern Saal einschloß, und daß man uns in den schwersten Besorgnissen wegen schlechter, gegen Euch geschmiedeter Pläne zurückließ, weder essen, noch trinken, noch schlafen können; obgleich man uns Nahrungsmittel im Ueberfluß und auch frisches Stroh zum Schlafen brachte. Wir haben die ganze Nacht hindurch gejammert und dachten Euch nie wiederzusehn.“

Diese Aeußerungen der herzlichsten Zuneigung schienen denjenigen, an den sie gerichtet, recht angenehm zu schmeicheln, und er zeigte seine Genugthuung durch ein lautes Auflachen.

„So muß ich denn doch kein allzu böser Herr sein,“ erwiderte er, „da Ihr noch solche Liebe für mich hegt. Indessen, mein armer Bigot, erwischt Ihr mehr als eine Kopfnuß, wenn ich in Zorn auflodere und meine satanische Hand ist so schwer, daß sie immer Spuren zurückläßt, selbst ohne Schwert oder Lanze, und auch, wenn sie nicht einmal in einem stählernen Panzerhandschuh steckt. Aber Ihr Poltrons und Feiglinge, die Ihr seid, ich errathe die Wahrheit: nicht für Euren Herrn, sondern für Eure eigene, erbärmliche Haut, die ich mehr reibe, als es dessen bedarf, für die seid Ihr in Furcht.“

„Wir sind Eure Lehnsmänner und Diener,“ sagte Bigot respectvoll, „und wenn es Euch einfällt, uns zuweilen etwas rauh zu züchtigen, so haben wir nichts zu sagen; was aber den Vorwurf betrifft, den Ihr uns eben gemacht,“ fuhr er lebhafter fort, „so kann ich bei Eurem hochgeschätzten Haupte, bei unserm heiligen Vater, dem Papst, und bei Notre-Dame d'Auray schwören, daß diese Nacht nicht Einer von uns an sich selbst dachte, sondern alle unsre Befürchtun-

gen sich nur um unsern geliebten und tapfern Gebieter drehten.“

„Ich glaube Dir, Bigot, ich glaube Dir,“ antwortete Duguesclin nicht ohne Rührung; „meinerseits liebe ich Euch aber auch wie meine Kinder, und wenn dieser Raubbaron nur einen Einzigen von Euch nachlässig behandelt hätte, beim heil'gen Yves, so würde ich von diesem Raubnest keinen Stein auf dem andern gelassen haben. Nur sag' mir, warum Ihr noch jetzt, wo wir das alte Gemäuer hinter uns haben, diese bestürzten Mienen beibehaltet? Wir sind doch nun frisch und munter auf offnem Felde, sind gut beritten, haben unsern Bettel aus Holz und Stahl zu unsrer Vertheidigung? Was giebt's denn nun noch zu ängstigen?“

„Frei gestanden, mein edler Herr, ich traue diesem Baron von Montbrun nicht, da er heute Morgen vor Tage mit einer starken Abtheilung seiner Reuter ausgezogen und ich ihn in kurzer Zeit wieder zu sehn fürchte.“

„Wir werden ihn wieder sehn, dessen sei gewiß,“ ewiderte Duguesclin lachend. „Man hat

mir als bestimmt hinterbracht, daß wir ihn heut' auf dem Wege wiederfinden sollten."

Bigot ergriff plötzlich den Zügel des Pferdes, das sein Herr ritt, und zwang ihn auf diese Art, anzuhalten.

„So werde ich's nicht zugeben, daß Ihr noch einen Schritt vorwärts thut, gnädiger Herr!" murmelte er, „es ist Raserei, einer gewissen Gefahr trotzen zu wollen."

Das stolze Schlachtroß bäumte sich und schnob unter der Hand des Stallmeisters. Der bretannische Gebieter aber gerieth in den furchtbarsten Zorn.

„Laß mein Pferd los, elender Knecht," schrie er; „laß los, sage ich Dir, oder beim Himmel! . ."

„Tödtet mich," sagte Bigot entschlossen, „lieber will ich sterben als sagen zu müssen, daß mein ruhmvoller Herr aus übertriebener, verwegener Tapferkeit sich freiwillig einer schändlichen Verrätherei ausgesetzt."

Diese Handlung des Stallmeisters, gegen einen Mann vom Karakter seines Herrn, zeigte von unglaublicher Kühnheit, und Duguesclin

selbst konnte sich einer aufsteigenden Rührung nicht erwehren.

„Du bist ein muthiger und ergebener Gefährte,“ sagte er in milderm Ton; „aber laß den Zügel meines Pferdes los, Bigot, und wir wollen ruhig über die Sache sprechen; Du weißt, daß ich gern einen guten Rath annehme, wer ihn mir auch ertheilen möge.“

Dies Mal war der Stallmeister gezwungen zu gehorchen.

„Nun, gnädiger Herr,“ begann er aufs Neue, höchst aufgeregt auf den Führer deutend, der zwanzig Schritte vor ihnen ritt und diesen kurzen Streit eben so wenig wie die andern Stallmeister bemerkt hatte; „wär's vor allen Dingen nicht wohlgethan, diesen Verräther, der uns in eine Schlinge führt, den Garaus zu machen?“

„Warum denn?“ sagte Duguesclin. „Muß dieser Vasall nicht dem Befehl seines Gebieters gehorchen? Sein Herr allein ist für dies, was er thut, verantwortlich! Wahrhaft'g, wenn man alle treue Untergebene umbringen sollte, so kenne ich welche, die nicht mehr lange zu leben hätten.“

Johann Bigot's Angst stieg aufs Höchste.

„Bei der Treue, die ich Euch schulde, gnädiger Herr, was gedenkt Ihr denn zu thun? Wir rücken immer vorwärts und jeder Schritt bringt uns der Gefahr näher. Jeden Augenblick bin ich gewärtig, den Diebesbaron sammt seiner Bande hervorspringen zu sehn! Im Namen der edlen Dame, Eurer Gemahlin, im Namen aller Eurer Freunde, im Namen des Königs unsers Herrn, der Eurer Dienste bedarf, gebt es zu, daß wir uns dieses verdächtigen Führers entledigen; darauf ändern wir den Weg, schlagen uns uuter Gottes Schutz durchs Gebüsch und werden nicht all zu viel Schwierigkeit haben, die Heerstraße, die wir gestern verfolgten, wiederzufinden."

Duguesclin war eben so hartnäckig, als tapfer, und bewies es bei dieser Gelegenheit.

„Herr Johann Bigot, mein allzugetreuer Stallmeister," hob er mit seiner gewöhnlichen Rauhheit an; „hütet Euch, Euren Eifer nicht so weit zu treiben, daß Ihr darüber den mir schuldigen Respect vergeßt; Ihr wißt, daß ich keinen Widerspruch leide."

Als er aber bemerkte, wie wehe seine Strenge dem armen Diener that, und als er gar ein paar

dicke Thränen aus dessen Augen rollen sah, fuhr er mit vertraulichem Ton fort:

„Sieh doch nur, mein guter Bigot, bestehe doch nur nicht darauf, meinem Willen zuwider zu sein; ich will Dir ja gern sagen, was ich beschlossen, damit Du Deinen Herrn nicht für einen dieser irrenden Ritter hältst, von denen die Minnesänger erzählen, welche, wenn sie von einem gefahrvollen, schwierigen Abenteuer hören, sich gleich auf den Weg machen, es zu bestehn. Ich habe diesen Baron von Montbrun genau beobachtet; es ist ein habsüchtiger, geiziger Mensch, wie so viele andere französische und englische Edelleute; indessen halte ich ihn doch für einen Mann von Muth und daher einer solchen Niederträchtigkeit, die die Ehre seines Hauses beschimpfen müßte, für gänzlich unfähig. Daß sich der Herr von Montbrun auf unserm Wege finden wird, steht ausser Zweifel; jenes verrückte Fräulein hat es mir angekündigt, ja sogar, daß uns Hilfe kommen würde, wenn wir deren bedürften; indessen verstehen solche junge Weibsleute nichts von Ritterlichkeit, erschrecken vor einem Popanz, und ich meinerseits kann es nicht

glauben, daß dieser Edelmann mich in eine Schlinge locken will. Wir haben uns gestern gegenseitig herausgefordert, haben unsre Pfänder in die Hände jenes abenteuerlichen Sängers gelegt, der diese Nacht, Gott weiß wie, verschwunden ist. Du fühlst also wohl, daß sich unter solchen Umständen ein Ritter gänzlich entehren würde, wollte er einem aufrichtigen Feinde eine Falle stellen. So denke ich denn, daß der Baron mir bloß vorschlagen wird, unserm Handel auszufechten, ganz wie es sich ziemt, im geschlossenen Raum, und dagegen werde ich nichts einwenden, wenn er mir nur die erste beste Rüstung eines seiner Leute giebt."

„Denkt doch nicht, gnädiger Herr, denkt doch nicht an solche Großmuth von Seiten dieses unritterlichen Burgherrn! Wenn er's so vor hätte, wie Ihr es da sagt, warum würde er sich dann von einer so starken Abtheilung seiner Kriegsmänner begleiten lassen? Habt Ihr denn nicht, als Ihr die Burg verliesset, ebenfalls die Bemerkung gemacht, daß die Mauern geleert und wenigstens die Hälfte der Besatzung verschwunden war?"

„Nun! Muß er nicht eine starke Escorte bei sich haben, um die Wegelagerer, die in seine Nachbarschaft eingefallen, nicht zu fürchten zu brauchen? Ausserdem weißt Du nicht, guter Bigot, wie eitel diese gascognischen Edelleute sind. Dieser hier ist überzeugt, daß er mich beim ersten Lanzenstoß aus dem Sattel heben wird, weßhalb er nicht allein gern seine ganze Garnison, sondern lieber noch die ganze Provinz mitgenommen hätte, damit sie sehen möchten, welch Kinderspiel es für ihn sei, den Feldherrn Duguesclin zu Boden zu stürzen. Aber Geduld! Möchte dieser Ungläubige nur in meine Gewalt kommen, so werde ich ihm, beim heiligen Yves, ziemlich harte Bedingungen stellen.“

Bigot hatte keinen Beweis wider diese Meinung anzuführen, doch sagte ihm eine geheime Ahnung, daß sich sein offener, edler Gebieter über die Aufrichtigkeit des Burgherrn täusche; eben so sehr sah er auch ein, daß Duguesclin unmöglich zu überzeugen wäre, nnd begnügte sich daher mit einem trüben Achselzucken.

„Gnädiger Herr,“ erwiderte er, „Ihr seid weiser und erfahrener als irgend Jemand; auch

wird Euch Gott ohne Zweifel aus diesem gefahrvollen Abenteuer führen, wie Ihr schon aus so vielen mit Ehren gegangen. Indessen, beim wahren Kreuz! erlaubt mir zu bedauern, daß Ihr nicht die zwei Hundert Lanzen und die edlen Hauptleute bei Euch habt, die ihr gestern Morgen beim Sturm auf Mauny befehligtet. Wären wenigstens Eure edlen Vettern Mauny, Euer Bruder Olivier, der tapfere Graf von Armagnac *), oder der kampflustige Marschall von Andreghem bei Euch, den Ihr zum König von Frankreich geschickt, dann wollte ich nichts vom Angriff dieses Barons für Euch fürchten, möchten auch seine Leute um zwei Mal so zahlreich sein! aber wir armen, unbewaffneten Stallmeister, was bleibt uns übrig, als höchstens für Eure Vertheidigung unter Euren Augen zu sterben."

„Hallo, hör' auf zu jammern, Du weinerlicher, unverständiger Stallmeister!" sagte Duguesclin ungeduldig; „bei der heiligen Jungfrau von Dinan! Es kleidet Dir gut, diese tapfern

*) Bruder des Johann von Armagnac oder Arminac, der unter Carl VI. Connetable war.

Heerführer, die eben für den Herzog von Berry kämpfen, hierher zur Hilfe rufen zu hören, um einem einfachen Dorfjunker und einer Hand voll Schurken den Kopf zurecht zu setzen! Pfui doch! Ich würde Dich verläugnen, mein Diener zu sein, wenn diese rauhen Krieger Dich hören könnten. Mein Bruder Olivier und meine schönen Vettern Mauny sind glücklicher Weise noch mit dem Plündern der Städte und Schlösser im Perigord beschäftigt, und der Graf von Armagnac wahrscheinlich schon auf dem Weg zu seiner Burg, um da in aller Freiheit die Abwesenheit seines Bastardsohnes, der ihn unlängst verlassen, zu beweinen."

Während dieser Unterhaltung war man an ein kleines, von Farrenkraut überdecktes Thal gekommen, das von mehreren steilen Bergen umringt war. Der Fuß dieser Berge und die Schlünde, welche sie zwischen sich bildeten, füllten hochstämmige Bäume aus; der ungleiche, von unzähligen Rissen durchschnittene Boden, war außerdem von Sträuchern und wilden Stauden zerzaust. Die Sonne, welche die Wipfel der riesigen Bäume, die die Höhen krönten, erleuchtete,

hatte den in der Tiefe des Thals lagernden Nebel noch nicht zertheilen können, weshalb sich eine leichte Dunstdecke selbst über den fernsten Theil der Landschaft hinzog; dieser Ort hieß das Falkenthal.

Je näher man ihm kam, je deutlicher ward Bigots immer wachsam spähendes Auge häufige Zeichen von Unruhe an dem Führer gewahr. Dieser sah sich oft um, ob man ihm auch folge, bemühte sich aber, stets in einiger Entfernung von denen, die er führte, zu bleiben. Diese verdächtigen Bewegungen steigerten natürlich des Stallmeisters Mißtrauen, und er spähete rund umher, ob nichts seine Befürchtungen rechtfertige. Das Thal lag öde und schweigsam da, zeigte überall eine unfruchtbare, wilde Natur, wo sich keine Spur von Anbau kund that, und schien ein Ort zu sein, der höchstens von Hirten und Jägern besucht würde. Schon fing Bigot an sich zu beruhigen und wollte eben die unterbrochene Unterhaltung mit seinem Herrn wieder anknüpfen, als er plötzlich zwischen dem dichten, den Weg berandenden Buschwerk etwas, einem Spiegel Aehnliches blitzen sah, woran sein geübtes Auge

sogleich den Widerschein der Sonne auf eine Rüstung erkannte.

„Verrath! Verrath!“ schrie er voll Schreckens und hielt plötzlich an, „da hinter dem Buschwerk sind Bewaffnete versteckt! Um unsrer Aller Liebe, gnädiger Herr, rettet Euch, die lauern darauf, Euch umzubringen.“

Bei diesem Alarmgeschrei riß der Vasall von Montbrun aus und galoppirte in die Richtung hin, wo Bigot Krieger zu sehn geglaubt hatte. Die Stallmeister setzten sich in Vertheidigungszustand, drängten sich um ihren Herrn und flehten ihn an, zurückzukehren. Bigot schrie lauter als Andere und Duguesclin hatte Mühe, sich unter diesem Getöse von Stimmen hörbar zu machen.

„Still doch, Ihr Popanze!“ sprudelte er zornig; „woher dieser panische Schrecken? Was habt Ihr denn gesehn? Fürchtet Ihr Euch vor Eurem eignen Schatten?“

Die Bretannier zeigten mit lebhaftern Gebehrden auf den Thalgrund hin und einer andern Antwort bedurfte es auch nicht, denn ein Haufen Bewaffneter war plötzlich aus dem Versteck

des Gebüsches hervorgedrungen, und nachdem der entflohene Führer einige Worte mit dem Anführer dieses Haufens gewechselt, kam derselbe gerade auf Duguesclin zu.

Der Ritter, noch immer von den gewiß ehrlichen Absichten Montbruns überzeugt, machte keine Bewegung, ihm den Rücken zu kehren.

„Was denn, Ihr Albernen," rief er lachend aus, „erkennt Ihr denn nicht die Vasallen und Söldner der Burg, wo wir übernachtet? Sie werden uns etwas zu sagen haben, laßt sie nicht den ganzen Weg zu uns her allein zurücklegen!"

Damit setzte er seinem Pferde die Sporen ein und jagte den Reutern entgegen. Sein Gefolge war von solcher Verwegenheit wie verblüfft; aber ihre Pflicht, wie ihre Liebe drängten sie, ihrem Herrn zum Beistand zu eilen; rasch bereiteten sie ihre Waffen und schlugen ein Kreuz, sich damit dem Tode weihend, da ihnen von einem so ungleichen Kampfe nichts anders zu hoffen übrig blieb.

Die Leute von Montbrun, mochte der schwierige, holprichte Weg sie aufhalten, oder ein geheimer Widerwille ihre Eil hemmen, genug, sie kamen

nicht allzu schnell vorwärts; aber Duguesclin holte sie auf seinem vortrefflichen Pferde bald ein. Dreißig Schritt vor dem Haufen hielt er plötzlich an und sein Schwert ziehend rief er mit starker Stimme:

„Seid Ihr's, Baron von Montbrun, der mich zum Zweikampf fordern und sein Pfand auslösen will? So komm denn, ich bin bereit es anzunehmen, wenn Du mir nur eine Tartsche geben lassen und Dich nicht der Lanze bedienen willst.“

Aber zu seinem großen Erstaunen antwortete Niemand seinem Ruf, sondern der ganze Trupp fuhr fort, schweigend auf ihn zuzukommen.

„Was ist das?“ rief er aus; „ist Herr von Montbrun nicht mit hier? Ist's eine Verrätherei? Ich will den Baron sehn, wo ist er?“

„Hier!“ sagte einer der Reiter mit niedergelassenem Visir, der dem Trupp voran ritt; „hallo, tapfrer Ritter, denk' an Deine Vertheidigung!“

Damit richtete er seine Lanze auf Duguesclin, welcher, wie wir schon gesagt, weder Schild noch Panzer hatte und gegen einen solchen Angriff ohne Vertheidigungsmittel war. Schon

jetzt wäre er verloren gewesen, hätte er nicht durch ein damals sehr übliches Verfahren geschickter Reitkunst, sein Pferd einen Seitensprung machen lassen. Die Lanze glitt längs seines Panzerhemdes ab und that ihm keinen Schaden, aber jetzt knirrschte der zu vertrauensvolle Ritter die Zähne und seine Augen flammten.

„Ha, Schuft! Ha, Verräther!“ rief er aus. Und jedes Wort begleitete er mit einem gewaltigen Schwerthieb, den er auf des Angreifers Kopf entlud. Man erräth, daß dieser der Baron selbst war.

Die Leute von Montbrun hatten zwei Schritt von den Kämpfenden Halt gemacht, als wollten sie die beiden Chefs den so leichten Streit selbst ausfechten lassen; als sie aber ihren Herrn unter den furchtbaren Schwerthieben seines Gegners taumeln sahen, griffen sie ihn ebenfalls an. Also bedrängt, warf Betrand einen raschen Blick um sich, eine günstige Stelle zu seiner Vertheidigung zu erspähen; aber man war mitten auf der kleinen von uns erwähnten Ebene, wo er weder einen Felsen noch einen Baum sah, an den er sich hätte lehnen können, um zu vermei-

den, von seinen Feinden umzingelt zu werden. So blieb ihm für den Augenblick nichts als seine herkulische Kraft und seine wunderbare Gewandtheit in der Reitkunst. Sein furchtbares Schwert durchhieb die auf ihn gerichteten Lanzenschafte und schleuderte sie, wie der Hammer auf den Anbos fällt, auf seine Dränger zurück. Schon floß Blut über die Panzer und ein Reuter rollte sammt seinem Pferd auf das Farrenkraut hin. Dieser Anblick erhitzte die Andern, und vielleicht wäre Bertrand jetzt zu sehr umdrängt worden, hätten sich nicht in diesem Augenblick seine Stallmeister, die Alle zugleich ankamen, zwischen ihn und seine Angreifer geworfen.

Dieser Ablenkungsangriff ließ den bretannischen Helden einen Augenblick aufathmen, und er benutzte ihn, sein Pferd zu wenden, abzuspringen, dem gefallenen Reiter Tartsche und Streitart zu nehmen, sich wieder aufzuschwingen und zum Kampf zurückzukehren. Seine Bewegungen waren so blitzschnell und unerwartet geschehn, daß keiner seiner Feinde nur Zeit zu dem Gedanken gehabt, sich seinem Vorhaben zu widersetzen. Jetzt nun seine Lieblingswaffe über sei-

nem Haupte schwingend, warf er sich ins stärkste Gemetzel und fing an so gewaltige Schläge auszutheilen, daß er für seine Person allein die in Eisen gerüstete Mannschaft und Pferde beinahe zum Weichen brachte. Sein fürchterliches Beil zerschmetterte die Schilde, die Panzer und spaltete trotz Pickelhaube und Helme die Köpfe bis auf die Schultern. Ueber alles Schlachtgetümmel hinüber hörte man seine Axtschläge wie diejenigen, welche die mächtigen Bäume in den Tiefen des Waldes fällen, und bald sah man einen Reiter stürzen, bald ein Pferd über die Ebene entfliehen. Die Söldner von Montbrun waren betroffen vor Bewunderung und Schreck, und des Helden Stallmeister selbst fragten sich: ob ihr Herr nicht der Kriegsdämon in Fleisch und Bein sei, um das Menschengeschlecht von der Erde zu vertilgen?

Der Baron war indessen nur betäubt worden von den kräftigen Schlägen seines gestrigen Gastes, und sein Helm von einem zu feinen Stahl, um so bald einer Schwertklinge nachzugeben; er kam bald wieder zu sich und beobachtete mit stummen Erstaunen die Thaten der Kraft und

der Geschicklichkeit, die vor seinen Augen ausgeübt wurden. Auch dämpfte es seinen Dünkel merklich, also Zeuge der unglaublichsten Tapferkeit dieses Helden zu sein, den er sogar hatte im Zweikampf besiegen wollen, und ihm verging die Lust, dieser furchtbaren Axt, welche Menschen, Pferde und Rüstungen niederschlug, nahe zu kommen. Er begnügte sich zu schreien und seinen Leuten ein Zeichen zu machen, daß sie Duguesclin umringen möchten:

„Ergebt Euch, Messire Bertrand; beim heiligen Martial! was denkt Ihr zu thun? Euer Widerstand ist verzweiflungsvoll . . . . aber ergebt Euch, mit oder ohne Beistand, ergebt Euch auf Gnade oder Ungnade, Ihr werdet Euer Leben retten und man wird Euch billiges Lösegeld stellen.“

„Wer spricht davon, daß ich mich ergeben soll,“ rief Duguesclin seine Wuthblicke auf den Baron schießend. „Kreuz Gottes! wer schmeichelt sich, daß ich mich freiwillig erobern ließe? Zeige er sich, wer das meint, und hole er sich den Preis meiner Auslösung.“

„Da bin ich!“ schrie der Baron, dessen un-

bezwinglicher Hochmuth ihn seine besonnene Vorsicht vergessen ließ.

Mit eingelegter Lanze rannte er auf Duguesclin ein; doch schien der bretannische Ritter keinesweges über einen so ungleichen Kampf zu erschrecken und, fest im Sattel sitzend, erwartete er den Stoß seines Gegners, als ein Schrei dicht neben ihm seine Aufmerksamkeit anzog. Johann Bigot, sein liebster Stallmeister, war niedergerissen worden, und schon hob ein Reiter seine Lanze, um ihn zu tödten. Rasch wie der Blitz wich der Ritter noch ein Mal dem Baron aus, stürzte dagegen auf den Reiter und griff ihn so wüthend an, daß Bigot sich losmachen und sich wieder auf's Pferd schwingen konnte.

Indessen hätte sich dieser Kampf trotz Bertrand's Wunderthaten nicht verlängern können. Fünf oder sechs Vasallen der Baronie lagen schon auf dem Kampfplatz hingestreckt; aber auch drei bretannische Stallmeister waren in der Vertheidigung ihres Herrn gefallen, zwei Andre verwundet. Hätte die Ehrfurcht, oder die Bewunderung für die hohe Tapferkeit des Helden Bertrand nicht die Arme und den Muth der Söldner

gelähmt, oder der Baron nicht seinen Leuten besonders anempfohlen, das Leben des Ritters zu schonen, aus Furcht, durch dessen Tod den sich versprochenen Vortheil seiner Gefangennehmung zu verlieren, so würde er schon in dem verzweifelten Versuche des Widerstandes unterlegen sein. Wie dem nun auch sei, der Augenblick war nahe, wo er sich unter so vielen Feinden allein befunden haben würde, als plötzlich eine von Pferdefüßen erregte Staubwolke gelben Sandes auf dem Wege sich theilte und man plötzlich einen neuen Reutertrupp erscheinen sah, der vollständig gerüstet aus allen Kräften schrie: zur Lanze! zur Lanze!

Im selben Augenblick fiel dies neue Häuflein mit vollster Kraft über die Leute von Montbrun her.

Die des Hinterhalts schienen vor Schreck ganz erstarrt; denn die Vorfälle bei ihrem Zusammentreffen mit Duguesclin hatte ihnen nicht zu bemerken erlaubt, daß in dem Augenblick, wo man handgemein wurde, ein Reutertrupp aus einem Buschwerk hervorkam, das den Weg beherrschte, und dem Gehölz, wo sie selbst versteckt

gewesen, gerade gegenüber lag. Auch wußten sie nicht, wer's war, der ihren Gegnern eine so unerwartete Hilfe brachte, bis dies nur zu gut bekannte Feldgeschrei: zur Lanze! zur Lanze! sie belehrte, mit wem sie es zu thun haben würden.

„Es sind die Wegelagerer!" rief der Baron aus; „lieben Leute, haltet Stand! Leidet nicht, daß diese Räuber uns unsre schöne Priese wegschnappen . . . beim heiligen Georg! es sind nur ein Dutzend, mit denen wir leichtes Spiel haben werden."

Wirklich auch, obgleich sich der Baron wissentlich um zwei Theile täuschte, war doch der Trupp der Wegelagerer der Zahl, der von Montbrun sehr untergeordnet; indessen machten sie eine gute Miene und die geübtesten Bewegungen, um Duguesclin und seine noch übrigen sieben Stallmeister aus dem Kampfe los zu wickeln.

„Beim heiligen Yves!" rief der Ritter heiter aus, „Ihr kommt zur gelegenen Zeit, meine wackeren Gefährten. Wer Ihr auch seid, Ihr braven Leute, wenn Ihr tapfer darein schlaget, so soll's diesem nichtswürdigen Baron nie gelingen, ferner solchen Trug zu begehn."

Nun wurde das Gemetzel allgemein und das Krachen der Waffen, das Kriegsgeschrei, die Drohungen, die Herausforderungen wurden von dem metallischen Lärm der furchtbaren Streitaxt des Helden, wie sie auf die Rüstungen schlug, übertönt. Die bretannischen Stallmeister, größtentheils verwundet, standen gegen die kräftigen, von Kopf bis zu Fuß in Eisen gerüsteten Reuter zu sehr im Nachtheil, weshalb sie sich aus dem Kampf zurückzogen, mit Ausnahme Vigots, der darauf bestand, seinem Herrn in alle Gefahren folgen zu wollen. Die überlegene Zahl der Vasallen von Montbrun war noch immer beträchtlich gegen die Wegelagerer, auch fingen diese nach einem kurzen Kampf trotz Duguesclins Wunderkraft bereits zu weichen an.

Der Baron bemerkte, daß der Feind nachgab und hörte nicht auf, seine Leute zu ermuthigen, brav ihre Pflicht zu thun; er selbst schonte sich nicht und kämpfte mit einem Muth, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Die Söldner ihrerseits, als sie es nicht mehr mit Gegnern zu thun hatten, die zu bekämpfen ihnen Widerwillen einflößte, zeigten sich nun

auch voller Eifer. Das Häuflein Abenteurer ward von allen Seiten zurückgedrängt, Duguesclin allein, von Todten und Verwundeten umringt, hielt sich noch im Gemetzel.

„Muth, meine Treuen! Muth!" schrie der Baron; „bemächtigt Euch dieses unverschämten Edelmannes, der uns gestern Abend so offner Weise trotzte! Fangt Ihr ihn, so wird er Euch alle so reich machen, daß Ihr zeitlebens nicht mehr zu kriegen braucht."

Die Vasallen verdoppelten ihre Anstrengung; vergebens schlug Duguesclin auf diese Feinde, die sich unter seinen Hieben zu vervielfachen schienen, als sich plötzlich im nahen Schlund ein Horn hören ließ. Der größte Theil der Kämpfenden drehte den Kopf dahin, und man sah einen neuen Reutertrupp, viel zahlreicher als den frühern, ins Thal einfallen, und die auf das düstre Ginster und Farrenkraut scheinende Sonne durch ihre glänzenden Rüstungen und bunten Kostüme unterbrechen.

„Das ist der Hauptmann!" schrien die Wegelagerer, aufs Neue Muth fassend; „es sind unsre Freunde. Zur Lanze! Zur Lanze!"

Damit stürzten sie wieder auf die Männer der Baronie, die ihrerseits schrien: Montbrun, Montbrun, und daß Gott neutral bleibe!

Der Baron übersah rasch diesen Zuwachs von Angreifern, denen er unmöglich Stand halten konnte. Der Haufen hielt ungefähr hundert Schritte vom Kampfplatz an und der Burgherr sah bald, daß es geschehe, um den Bogenschützen und dem Fußvolk, das hinten aufgesessen, Zeit zum Absteigen und zum Bereiten ihrer Waffen zu lassen. Während dies vor sich ging, lösten sich zwei Kavaliere, ungeduldiger als die Uebrigen, vom großen Trupp los und kamen im gestreckten Galopp auf den Kampfplatz zu. Der Eine war Hauptmann Bonne-Lance selbst, der Andre Gerald von Montagu.

Als der Baron seinen Raub nahe daran sah ihm zu entschlüpfen, zitterte er vor Zorn; er war überzeugt, daß die Abenteurer dieselbe Absicht hegten, die er zu erreichen gesucht, nämlich: sich Duguesclin's bemächtigen zu wollen, um ihn auf hohes Lösegeld zu stellen, und fürchtete nun nichts so sehr, als daß Bonne-Lance da Ehre und Vortheil erhaschen möchte, woraus

er seinerseits nur Schande und Niederlage ziehen würde.

„Nun!“ murmelte er endlich entschlossen, „da er mein Gefangener nicht werden kann, so soll Niemand seiner habhaft werden.“

Damit setzte er seinem Pferde beide Sporen ein und suchte Duguesclin nahe zu kommen; aber eben nicht auf die Art, seinem Blick und seiner Vertilgungsart zn trotzen, sondern auf Umwegen rückte er tückischer Weise ihm bis auf zwei Schritt nahe und benutzte nun einen Augenblick, wo Duguesclin sich vorn überbeugte, um mit dem Stiel seiner Axt den Hieb eines Haudegens, den ein Söldner auf ihn richtete, aufzufangen, seine lange Lanze zu heben und sie aus aller Kraft auf die Rippen des Ritters zu schleudern, da er, wie wir oft erwähnt, keinen Panzer trug.

Dies war der dritte Versuch dieser Art, den der Baron seit dem Beginn der Schlacht unternommen. Dies Mal war der Stoß kraftvoll und gut gezielt, und der Held Bertrand, der ihn nicht kommen sah, würde kein Mittel gehabt haben, dem Tode auszuweichen, wenn nicht ein

durchdringender Schrei ihn gewarnt, auf seiner Hut zu sein. Im selben Augenblick warf sich ein Kavalier zwischen ihn und den Baron, der mit so großer Gewalt geschleuderten Eisenspitze nichts entgegen stellend, als eine kleine Tartsche und dem eignen Leib. Die Lanze durchbohrte den geringen Schild nur zu leicht und fuhr in die Brust des großmüthigen Kavaliers. Duguesclin war gerettet, aber sein Retter sank blutend vom Pferde. Es war Gerald der Minnesänger.

Dies Ereigniß hatte sich so blitzschnell begeben, daß Niemand es hatte verhindern können; aber Bertrand sah ein, welchen unermeßlichen Dienst Montagu ihm geleistet, und stieß einen Ausruf der innigsten Theilnahme aus. Auch Bonne-Lance befand sich jetzt neben ihm.

„Laßt uns ihn rächen, gnädiger Herr!“ rief er ihm zu, „laßt uns diesen edeln, jungen Mann rächen, der sein Leben für Euch geopfert!“

„Das werde ich, oder sterben!“ schrie Bertrand wüthend.

Beide griffen nun den Baron heftig an, ob-

gleich sie ihn nicht erkannten und nur des armen Minstrels Mörder in ihm sahen.

Von zwei furchtbaren Gegnern bedrängt, würde Montbrun nicht lange haben widerstehn können, hätten nicht seine Leute, als sie ihn in solcher Gefahr sahen, ihre letzten Kräfte aufgeboten, ihn zu erlösen, was ihrem vereinten Streben denn auch gelingen mußte; doch jetzt zwang sie das Erscheinen der übrigen Freicompagnie auf dem Kampfplatz, auf der Stelle zurückzuweichen.

„Man muß es aufgeben, da die Hölle sich darein mischt!“ murmelte der Baron. „Her zu mir, nach Montbrun!“ fuhr er mit starker Stimme zu seinen Leuten gewendet fort; „folgt mir Alle und der Himmel stehe uns bei!“

Damit gab er das Signal zum Rückzug und jagte über das Haideland hin; seine Reuter folgten ihm in höchster Unordnung. Die Freicompagnie aber stieß beim Anblick dieser Flucht ein Freudengeschrei aus.

„Wir wollen sie verfolgen, wir wollen sie in Stücken hauen!“ rief der Hauptmann aus.

„Ja, Ja, wir wollen sie verfolgen!“ riefen seine Leute mit Begeisterung nach.

Damit setzte ein guter Theil des Trupps den über die ganze Steppe verbreiteten Flüchtlingen nach, die mit aller Schnelligkeit ihrer Pferde der Burg von Montbrun zujagten. Duguesclin war gegen die Urheber der ihm gelegten Schlinge, deren Opfer er beinahe geworden, eben so aufgebracht als seine Erretter; dennoch blieb er auf dem Schlachtfelde, wo man ungefähr zwanzig Todte und Verwundete sah, und sagte im herzlichsten Ton zum Hauptmann:

„Ein Wort erst, Herr Hauptmann: wem danke ich die Hilfe, die mir in der dringendsten Gefahr kam?“

„Diejenigen, die Euch beigestanden haben,“ erwiderte Bonne-Lance in der respectvollsten Haltung, „stehn Alle unter meinem Befehl, gnädiger Herr, und mir gewährt es die höchste Genugthuung, daß sie ihre Pflicht erfüllt.“

„Und wer seid Ihr selbst?“

„Ein armer Edelmann, gnädiger Herr, unwürdig, die Aufmerksamkeit Eurer hohen Ritterlichkeit auf sich zu ziehen .... Man kennt

mich hier zu Lande unter dem Namen von Hauptmann Bonne-Lance, doch hat dieser Name noch nicht die Auszeichnung, die ich ihm zu erringen trachte."

„Ach, ich weiß schon," erwiderte Bertrand lächelnd, „Ihr seid der tapfere Ritter des Fräuleins von Lastours? Nun, Hauptmann Bonne-Lance, ich halte Euch für einen tapfern Mann und biedern Hauptmann. Ihr habt mir einen ausgezeichneten Dienst geleistet und wünschte Euch beweisen zu können, wie dankbar ich mich Euch verpflichtet fühle . . . ."

„Gnädiger Herr," sagte Heinrich mit einem lebhaften Gefühl des Stolzes und der Freude, „ich hoffe, bevor wir uns trennen, Euch mehr Proben des Muthes und der Ergebenheit zu leisten, und werde dann vielleicht als Lohn für meine Dienste eine Gunst erbitten, die ich für den höchsten Preis halte . . . doch," fuhr er betrübten Tones fort, „nicht mir seid Ihr heute am meisten verpflichtet, sondern diesem Minstrel. . . ."

„Ohne ihn wär's mit all' meinen Thaten zu Ende, das weiß ich," sagte Bertrand düster, „und um zu erfahren, wie es mit seiner Wunde be-

schaffen ist, um mich zu überzeugen, ob noch Rettung möglich sei, darum habe ich diesen Ungläubigen von Montbrun nicht nachgesetzt. Wahrhaftig, ich würde tausend Thaler Gold geben, um zu erfahren, wer der Krieger war, der ihn so niedriger Weise getroffen."

„Das war der Burgherr selbst; ich erkannte ihn an seiner Stimme, als er seine Söldner zusammen rief."

„Der Burgherr? Beim heil'gen Yves! Ich dachte es wohl, daß er es seyn müsse, der mein Leben drei Mal bedroht .... Zwiefacher Verräther! Aber auf Ritterehre, er soll seine Schurkerei büßen!"

Bei diesen Worten sprang er vom Pferde und blickte um sich, den verwundeten Minnesänger suchend. Der mit Blut bedeckte und mit Waffen aller Art überstreute Kampfplatz bot in diesem Augenblick nur ein Schauspiel des Würgens und der Trostlosigkeit dar. Ungefähr an dreißig Wegelagerer waren in guter Ordnung unter Waffen geblieben, die Andern verfolgten die Leute von Montbrun, die man am äußersten Ende der Ebene in die Bergschlucht eindrin-

gen sah. Die Bogenschützen und Packknechte waren beschäftigt, die Todten zu plündern und sich der Verwundeten zu bemächtigen, um sie auf Lösegeld zu setzen; Andre liefen den Pferden nach, die hier und da herrenlos umherjagten. Was Gerald betraf, so war er verschwunden und die Stelle leer, wo er gelegen; aber bald bemerkten Duguesclin und Bonne-Lance zugleich, daß in einiger Entfernung die bretannischen Stallmeister am Rande des Weges eine besondere Gruppe bildeten und um eine, auf dem Rasen hingestreckte Gestalt ausschließlich beschäftigt zu sein schienen.

„Ich bin sicher," murmelte der Ritter, „daß mein treuer Johann Bigot schon meinen Wünschen zuvorgekommen und dem braven, jungen Manne seine ganze Sorgfalt schenkt . . . . Bigot ist in der Heilkunst der Wunden erfahren, ich selbst habe mehrmals zu ihm meine Zuflucht genommen . . . . möchte er gute Nachrichten zu geben haben."

Sie gingen auf die Gruppe der Stallmeister zu; Beide waren abgestiegen und führten ihre Pferde am Zügel. Bei ihrer Annäherung tra-

ten die Bretannier respectvoll zurück; aber, obgleich mehrere von ihnen selbst verwundet waren, schienen Alle ihre Gedanken nur auf den zu ihren Füßen liegenden Gerald von Montagu zu richten. Man hatte ihm den Helm abgenommen und seine langen, blonden Locken ruhten auf dem Grün; er war seiner Besinnung beraubt, sein Gesicht todtenblaß, seine Augen geschlossen, seine zerrissene Kleidung ließ seine weiße, blutende Brust sehn. Bigot kniete bei dem Verwundeten und untersuchte mit der größesten Aufmerksamkeit die Wunde, während ein Anderer Bandagen zum Verbinden derselben bereitete.

„Nun, Meister Bigot?“ fragte Duguesclin ängstlich, den theilnehmendsten Blick auf den Minstrel gerichtet.

Der Stallmeister verstand seinen Herrn sogleich und schüttelte traurig den Kopf.

„Bleibt keine Hoffnung, mein treuer Bigot? Ich gäbe meine rechte Hand darum, einem so braven Edelmann das Leben zu erhalten, und das wäre wenig.“

„Behaltet Eure rechte Hand, um Frankreichs Feinde zu bekämpfen, gnädiger Herr!“ erwiderte

der Stallmeister seufzend. „Ich würde nicht geradezu behaupten, daß die Wunde tödtlich sei, aber gewiß ist sie sehr gefährlich.“

„Bei Unsrer lieben Frau! Bigot, Du mußt Dein Möglichstes aufbieten, diesen edlen Gefährten zu retten.“

„Ich werde meine ganze Sorgfalt darauf richten, doch fürchte ich, daß ein Geschickterer als ich es aufgeben möchte.“

„Indessen, Herr Ritter,“ hob Bonne-Lance mit schmerzlicher Aufregung an, „wie hoch Ihr Euch dem, der hier vor uns liegt, auch verpflichtet fühlen möget, so kennt Ihr noch nicht alle Dienste, die er Euch geleistet! Er ist's, der sich diese Nacht den größesten Gefahren aussetzte, um mir die Schlinge, die man Euch legen wolle, zu melden, und um mir die Mittel, sie zu vereiteln, anzuführen.“

„Ist's möglich? Wie? Diese Flucht... mitten unter einem Hagel von Pfeilen die Gräben zu durchschwimmen ...“

„Hat er Euretwegen ausgestanden, nichts Wahreres, gnädiger Herr!“

„In diesem Fall,“ erwiderte Duguesclin nach-

denkend, „bin ich diesem jungen Edelmanne mehr Dank schuldig, als ich ihm in dem traurigen Zustand, worin er sich um mich gebracht, werde beweisen können. Wirklich habe ich seit einigen Stunden viele Fehler begangen.“

Er warf einen stummen Blick um sich her und bemerkte die Leichen der drei Bretannier, die im Kampf geblieben. Ihre Kameraden hatten sie seitwärts auf einen Hügel am Wege gelegt und Duguesclin konnte die ihm so bekannten, männlichen Züge betrachten.

„Und was hatten diese gethan,“ fuhr er fort, „um also ihr Leben für mich verhauchen zu müssen? Dieser fröhliche Pieric, dieser gute Olivier, dieser muthige Tristan, mußten sie also unter meinen Augen erwürgt werden? Ja, so sind wir nun,“ fügte er bitter und die Hand gegen die Stirn drückend hinzu: „wir Krieger und Ritter lassen uns von unsern tollen Ideen und von unsrer Verwegenheit hinreissen, wovon dann unsre treuesten Diener die Opfer werden!“

Damit drehte er sich rasch um, als wolle er seine Rührung verbergen.

„Nun, beim Kreuz Christi!“ begann er

nach einem kurzen Schweigen auf's Neue, „wenn ich nichts anderes für diese braven Leute thun kann, so will ich sie wenigstens rächen . . Hauptmann,“ fuhr er zu Bonne-Lance gewendet fort, „könnt Ihr mir Eure Leute geben, Montbrun zu stürmen?“

„Sehr gern, gnädiger Herr, sie verlangen nach nichts so heiß, als unter einem so berühmten Heerführer zu kämpfen; aber . . .“

„Nun?“

„Wir haben weder Leitern, noch Maschinen, um mit einem so festen Platz zu Ende zu kommen.“

„Ich bin gewohnt, mich Allem, was ich nicht bei der Hand habe, zu entheben. Eure Mannschaft ist dreist, und was Euch betrifft, so glaube ich, daß Ihr Niemanden an Tapferkeit und Biederkeit nachsteht. So folgt mir denn und laßt uns diesen Raubbaron dermaaßen züchtigen, daß das ganze Königreich davon wiederhallt.“

„Indessen, Messire . . .“

„Was denn noch?“

„Ich habe einer Dame versprochen,“ sagte

Bonne-Lance erröthend, „nichts gegen die Domaine von Montbrun zu unternehmen.“

„Beim heiligen Georg und heiligen Denis!“ erwiderte Duguesclin spöttisch; „es ist auch gerade Zeit an die Phantasien der Damen und an Liebeleien zu denken, wenn von so ernsten Dingen die Rede . . . Da es aber einmal so steht, so will ich Eure Scrupel schon zum Schweigen bringen.“ Damit wandte er sich plötzlich an die auf ihn wartenden Wegelagerer.

„Kameraden,“ sagte er rauh, „Ihr wißt, wer ich bin, wollt Ihr mir helfen Montbrun zu nehmen? Tod Gottes! Ich verspreche Euch Plünderung und Beute, ohne zu rechnen, daß wir den Raubbaron in seinem eignen Wachtthurm nehmen! Laßt einmal hören, wer von Euch will nicht dem Bertrand Duguesclin folgen?“

Die Wegelagerer erwiderten einstimmig:

„Ja, ja, führt uns, es lebe der Feldherr Bertrand! Ehre dem Herrn Duguesclin! Nach Montbrun! Nach Montbrun!“

„Ihr seht es,“ sagte der Ritter, zu Bonne-Lance zurückkommend, „es hängt nun nicht mehr von Euch ab, sie aufzuhalten, und nun bitte ich

Euch, widersteht dem, was gerecht und nothwendig ist, auch nicht länger.“

Damit stieg er wieder zu Pferde und Bonne-Lance, der nichts mehr wünschte, als hierin besiegt zu werden, eilte seinem Beispiel zu folgen.“

„Gnädiger Herr,“ fragte Bigot, „was soll aus diesen guten Dienern werden, die ihr Leben so unglücklich eingebüßt, und was aus diesem armen Verwundeten, der der schleunigsten Hilfe bedarf?“

„Was die Todten betrifft,“ erwiderte Duguesclin, ein Kreuz schlagend, „möge Gott ihre Seelen zu sich nehmen! Sieh darauf, daß sie, wie es Christen zukömmt, in geweiheter Erde begraben werden, und lasse einige Leute zu ihrer Bewachung hier. Was Herrn von Montagu betrifft, wird man den nicht, bis zur bessern Hilfe, an einen Ort bringen können, wo er Ruhe und Schutz fände?“

„Ich sehe keine Wohnung, Messire, das Land ist mir unbekannt.“

„Nun, diese Schützen werden wohl eine Tragbahre machen und ihn mit aller möglichen Vor-

sicht nach Montbrun bringen. Beim heiligen Yves! ich will durchaus nicht, daß er stirbt!"

Bonne-Lance drängte seine Leute, des Ritters Befehle rasch auszuführen, und bald setzte sich der Zug in Bewegung, dem Engpasse zu, der den Eingang zum Thal bildete, Duguesclin und der Hauptmann ritten an der Spitze des Haufens von Fußvolk, das in guter Ordnung folgte. Einige Schritte hinter ihnen trugen vier Schützen den noch immer ohnmächtigen Gerald. Ein Dutzend von Männern blieb auf dem Kampfplatz, um die Todten zu beerdigen und die andern Verwundeten, die man noch nicht hatte besorgen können, zu bewachen.

Der Zug folgte genau dem Wege, den auch der Baron und der erste Trupp von Bonne-Lance's Leuten genommen; auch sah man jeden Augenblick Spuren ihres Vorüberzuges. Hier und da lag ein todtes Pferd unter seinem stählernen Harnisch, weiterhin war's ein, schon seiner Waffen und Kleidung beraubter Söldner; zuweilen hörte man das Klagen und Stöhnen irgend eines Verwundeten in dem, den Weg berandenden Gebüsch, aber besonders, als man im Berg-

Schlund ankam, wurden die Zeichen eines heißen Kampfes sichtbarer. Die Schlucht war von hohen Bergen eingeengt, die bis zum Gipfel mit Waldung bedeckt, welche vortheilhafte Stellung der Baron benutzt hatte, um sich offensiv gegen seine Verfolger zu kehren, so, daß fast der ganze Engpaß von einem halben Dutzend Reutern und Pferden, die hier ihren Tod gefunden, versperrt wurde.

In dem Augenblick, als man endlich daraus hervor kam, sah man einen Wegelagerer mit der ganzen Schnelligkeit seines Pferdes herbei eilen und schon von fern durch Zeichen zu verstehen geben, daß man rasch umkehren möchte. Das Gesicht dieses Mannes sah höchst bestürzt aus und er schien eine äusserst wichtige Nachricht zu bringen. In einem Augenblick war er beim Hauptmann Bonne-Lance, der, wie Duguesclin, sein Pferd anhielt.

„Nun, Kamerad, was giebt's," fragte Bonne-Lance verwundert, „was für Nachrichten bringst Du? Tod Gottes, Du bist ja fürchterlich aufgeregt!"

„Bei den Hörnern des Teufels! es ist schon

Grund dazu, Hauptmann," erwiderte der Wegelagerer ausser Athem, „und wenn Ihr mir glauben wollt, so kehrt so rasch als möglich dahin zurück, von wo Ihr hergekommen."

„Was will der Schuft denn sagen?" fragte Duguesclin; „habt Ihr den Baron von Montbrun etwa schon erobert?"

Der Abenteurer blickte denjenigen, der so ohne Umstände mit ihm sprach, stolz ins Gesicht und wollte wahrscheinlich eine Grobheit herausplatzen, als Bonne-Lance ihm drohenden Tones sagte:

„Antworte dem Herrn, er hat so gut ein Recht wie ich, Dich auszufragen, es ist der große Ritter Duguesclin."

„In diesem Fall," nahm er wieder das Wort, „beschwöre ich den Feldherrn Duguesclin, auf der Stelle umzukehren; denn so brav er auch sein soll, so möchte er doch nicht fähig sein, zweien vollständigen Armeen, die diesem Raubbaron zu Hilfe kommen, widerstehn zu können."

„Zwei Armeen?" sprach ihm der Hauptmann mitleidig lächelnd nach.

„Der brave Mann hat einen Schluck zu viel

genommen," unterbrach Duguesclin; „er ist nicht recht bei Sinnen; laßt uns also unsern Weg fortsetzen."

„So wahr als der heilige Nicolas der Patron der Wegelagerer ist!" rief der Reuter treuherzig aus, „ich sage nur, was ich mit eignen Augen gesehn. Wir verfolgten die Leute von Montbrun hitzig und hätten uns vielleicht mit ihnen zugleich in die Burg geworfen, da man die Zugbrücke für sie niedergelassen, als wir links in einer Viertellieue Entfernung einen zahlreichen Haufen Reuter und Fußvolk heranrücken sahen. Der Sergent, der uns befehligte und allerdings vermuthete, daß dieser uns so stark überlegene Haufen uns angreifen würde, ließ sogleich zum Rückzug blasen und wir manövrirten diesen also, daß wir mit Euch wieder zusammentreffen könnten, als wir da unten im Thal, uns gegenüber, einen neuen, eben so zahlreichen Trupp als den andern, gerade auf die Burg losmarschiren sahen. Da vermutheten wir denn, daß der Baron von Montbrun die Edelleute seiner Nachbarschaft um Beistand gebeten, oder daß er sich vielleicht den

Engländern übergeben, um unter dem Schutz des Prinzen von Wallis zu stehn. Wie dem nun auch sein möge, ohne Ordre wollte sich unser Sergent in kein Gefecht einlassen; wir warfen uns daher in das Gehölz neben dem Felde, und mich schickte man, in aller Eil Euch zu berichten, was vorgefallen."

Duguesclin und Bonne-Lance überhäuften den Boten mit Fragen, doch konnten sie nichts weiter erfahren und Beide waren anfangs betroffen.

„Es ist unbegreiflich," sagte Bonne-Lance; „sollte dieser hinterlistige Burgherr Mittel gefunden haben, die Garnison von Lastours kommen zu lassen? Wirklich, das fasse ich nicht!"

„Was denkt Ihr nun zu thun, Hauptmann?" fragte der Ritter.

„Befehlt Ihr selbst, gnädiger Herr! Mit Euch trotze ich allen Armeen von Frankreich und England."

„So denn vorwärts! In Gottes Namen!" sagte Duguesclin entschlossen.

Dann sich zu dem Gefolge wendend, das

den Bericht ihres Kammeraden mit angehört, sagte er ermuthigend zu ihnen:

„Nun, lieben Freunde, wahrscheinlich wird's Bolzen hageln und Pfeile regnen. Erinnert Euch meines Kriegsgeschreies: Guesclin!“

Guesclin! Notre-Dame, Guesclin! Dieses Kriegsgeschrei bringt Glück.

„Guesclin! Guesclin!“ widerholte der ganze Trupp begeistert.

Damit setzte man sich in Marsch.

Kaum hatten Duguesclin und die Wegelagerer, über die er das Kommando genommen, den Bergschlund verlassen, so bemerkten sie auf dem Wege nach Montbrun, eine der beiden Armee-Abtheilungen, von denen der Bote berichtet. So viel man aus der Entfernung beurtheilen konnte, rückte dieser auf die Burg zu und bestand ungefähr aus zwei oder drei Hundert Mann. Aber Bertrand und der Hauptmann, der keinen Augenblick von dessen Seite wich, ließen sich durch die Ueberzahl nicht einschüchtern, sondern spornten ihre Pferde und gelangten bald vor den Trupp, der durch ihre Ankunft in große Bestürzung zu gerathen schien.

Je näher sie kamen, je verwunderter waren sie über den sonderbaren Aufzug dieser so furchtbar geschilderten Armee. Sie bestand besonders aus Fußvolk, damals Gemeine genannt, und selbst nach dem fürchterlichen Kriege der Jacobs von Rittern und Soldaten sehr verachtet. Diese Leute hatten wenig oder gar keine defensiven Waffen; sie waren mit Jacken, Wämmsern bekleidet, die in der Schlacht sie nicht hinreichend schützen konnten, und der größte Theil von ihnen ohne Kopfbedeckung. Besser waren sie mit offensiven Waffen versehn, denn sie hatten Bogen, Armbrüste, eisenbeschlagene Stöcke und Heugabeln. Mehrere von ihnen trugen auch Hacken, Piken, Leitern und andre Instrumente, die zu damaliger Zeit bei einer geregelten Belagerung, oder bei einem Sturm auf einen festen Platz gebräuchlich waren. Unter ihnen sah man einige Mönche mit großen, hölzernen Kreuzen, die ohne Ordnung einer weißen, mit dem Bilde eines Heiligen geschmückten Fahne folgten.

Das Schweigen schien unter dieser sonderbaren Rotte nicht mehr zu herrschen, als die Disciplin; indessen bemerkte man an der Spitze des Haufens eine kleine Abtheilung Reuterei, viel-

leicht aus dreißig Mann bestehend, die eine tüchtige, kriegerische Haltung zeigten. Als Duguesclin mit seinem Trupp heranzog, schwenkte dies Häuflein Kavallerie, das allein einen Anstrich von geregelter Militz hatte, nahm die Stellung einer Arrièregarde an, um im Fall eines Angriffs das Fußvolk zu decken, und schien entschlossen, die Ankömmlinge gehörig zu empfangen, sollten sie feindliche Absichten hegen."

„Bei der heiligen Messe!" rief der bretannische Ritter mitleidig lächelnd aus; „wer sind denn diese braven Leute? Nie hat man eine so lächerliche Armee gesehn!"

„Ich glaube, Messire Bertrand, daß sie nicht gegen uns Feinde sind," erwiderte Bonne-Lance in demselben Ton; „in allen Fällen wenigstens keine furchtbaren Feinde. Es liegt ja nur an uns, zu erfahren, was sie eigentlich wollen; denn, täusche ich mich nicht, so wünschen sie zu parlamentiren."

„Wollen einmal sehn!" sagte Duguesclin sorglos.

Damit ritt er auf die Spitze der Schlachtordnung dieser Unbekannten zu, während Bonne-

Lance seine Leute anhielt. Als er nur noch zehn Schritt von diesem Trupp entfernt war, kam ihm aus demselben ein Kavalier mit goldenen Sporen und mit einem adlichen Wappen auf seinem Schilde entgegen. Es war der Chef des Haufens, und als sie einander gegenüber standen, grüßten sich Beide höflich.

„Dürfte ich erfahren, Herr Reisender,“ fragte der Held, „was Ihr auf Montbrunschen Boden macht, und aus welchem Grunde Ihr in so zahlreicher Gesellschaft kommt?“

„Herr Stallmeister,“ erwiderte trocken der Fremde, „dem Duguesclin's Aufzug keine große Idee von seinem Gegenredner gab,“ es darf Euch genügen zu wissen, daß, wenn Ihr nur nicht Freunde oder Verbündete des Herrn von Montbrun seid, Ihr nichts von uns zu fürchten habt.“

„Wir fürchten Niemand, Messire; indessen, laßt uns die Zeit nicht mit Worten verlieren. Ihr seid Ritter, wenigstens Eurem Aeußern nach; ich bin es auch; sprechen wir also soldatisch: kommt Ihr Montbrun anzugreifen oder zu vertheidigen?“

Der Unbekannte wollte wahrscheinlich eben so freimüthig antworten, als Bonne-Lance nach

genauer Beobachtung des Haufens sich beiden Sprechern rasch näherte.

„Dacht' ich's doch," rief er aus, „diese Leute hier, gnädiger Herr, sind die Vasallen und Söldner der Abtei von Solignac, denen der Raubbaron gestern einen Wagen mit Lebensmitteln abgenommen, und ich wette, daß der Herr, mit dem Ihr sprecht, der Herr von Nexon ist, der Schirmvoigt der Abtei."

„Wirklich, Hauptmann Bonne-Lance," erwiderte der Fremde, sein Visir aufschlagend und das bleiche, angegriffene Gesicht eines Mannes zeigend, der von irgend einem körperlichen Leiden ermattet ist: „diese Stahlmasken haben uns verhindert, uns früher zu erkennen, obgleich der Anblick Eurer Leute mich schon Eure Gegenwart ahnen ließ. Nun, Herr Hauptmann, Ihr wißt, wer wir sind, und habt auch errathen, was wir hier wollen. Durch Ueberfall und Verrath hat der Raubbaron sich gestern einer Fracht bemächtigt, die meiner Aufsicht anvertraut war, und dem sehr berühmten und frommen Kloster von Solignac gehörte. Unter andern hat dieser hinterlistige Burgherr mich, den Herrn von Nexon,

durch einen verrätherischen, unehrlichen Schlag, als ich eben mit einem andern Feinde kämpfte, zu Boden gerissen. Um also das Unrecht zu rächen, was er dem heiligen Hause, dessen Schirmvoigt ich bin, angethan hat, wie auch, um den mir angethanen Schimpf zu verlöschen, haben sich nach Aufforderung des ehrwürdigen Abtes und der verehrten Väter von Solignac, die Vasallen der Abtei und die von Vigen, wie mehrere benachbarte Marktflecken, in letzter Nacht unter dem Banner des heiligen Eloi, des Patrons und Gründers des Klosters, vereinigt. Obgleich ich nach diesem erlittenen Sturz sehr leidend und wie zermalmt bin, so habe ich doch nicht säumen wollen, meine Ehre von diesem Flecken rein zu waschen; sondern habe mich an die Spitze der Söldner und Vasallen gestellt und komme nun, diesen unverschämten Edelmann wegen seines Raubes und seiner Hinterlist zu züchtigen. Wir haben das Gelübde gethan, nicht eher zu weichen, bis wir diesen Raubbaron unschädlich gemacht, und denken die Diebeshöhle auf der Stelle anzugreifen."

„Ihr wollt Montbrun belagern?" rief Du-

guesclin heiter aus, indem er kaum etwas anderes aus der ganzen Erzählung verstanden hatte, „wahrhaftig, Herr Ritter, irgend ein großer Heiliger muß es Euch eingegeben haben, zu so gelegener Zeit gekommen zu sein. Wollen Eure Leute mit uns gemeinschaftliche Sache machen und wollt Ihr Euch unter mein Kommando stellen, so verpflichte ich mich, Euch noch heute Abend auf der Burg zum Souper einzuladen, wenn anders die Vorrathskammer des Räubers nicht zu leer ist! Beim heiligen Yves! Eure Vasallen sollen uns mit ihren Bogen und Kriegsmaschinen sehr nützlich sein, auch mache ich mich verantwortlich, ihnen Posten zu geben, wo sie keine so große Gefahr laufen; denn ich weiß, daß man Kirchenvasallen schonen muß."

Der Ritter und Kirchenschirmvoigt blickte denjenigen, der so dreist zu ihm sprach und die tapfern Vertheidiger der Abtei von Solignac in seiner Gegenwart zu höhnen wagte, mit zornvollen Mienen an, aber einige Worte, die Bonne-Lance ihm zuflüsterte, beruhigten ihn sogleich.

„Wie!" rief er mit dem Ton der Freude und der Hochachtung aus, „der tapfre Feldherr

Dugueslin, der berühmte Bertrand selbst, will sich unsrer Sache annehmen und unsre Rache verfolgen? Beim heiligen Eloi, gnädiger Herr! wenn dem so ist, so sind wir des Erfolgs gewiß, da es ja bekannt ist, daß kein noch so festes Schloß dem Helden Dugueslin widerstehn kann! Gebietet Ihr über mich und meine Leute, gnädiger Herr, wir werden Euch gehorchen, als ob unser heiliger Vater, der Papst selbst, sich an unsre Spitze gestellt."

„Nun, wenn's wahr ist," erwiderte Dugueslin ungeduldig, „so laßt uns unter Gottes Schutz anrücken! Indessen, noch einen Augenblick, Hauptmann," fügte er rasch und mit dem regsten Intresse hinzu, „da sehe ich unter Eurem Haufen auch Mönche, sollte nicht einer von ihnen Arzt genug seyn, um einen, mir sehr theuern Verwundeten verbinden zu können?"

„Sicherlich, gnädiger Herr; wir haben hier den Pater Nicolas, den Apotheker des Klosters; der ist im Heilen körperlicher Wunden äusserst geschickt, weshalb er sich erboten, uns bei unserm heiligen Unternehmen zu begleiten."

„Ich erkenne daran die Vorsicht der Kirchen=

männer; aber bittet doch schleunigst diesen guten Mönch, einen jungen Edelmann, der uns auf einer Bahre nachgetragen ist und sich dort hinter unserm Zug befindet, zu untersuchen; sagt ihm, daß er über den Verwundeten wachen und ihn keinen Augenblick verlassen möchte. Gelingt es ihm, ihn zu heilen, so will ich Eurem Kloster eine prächtigere, goldene Reliquie vermachen, als je ein König oder Papst gewährt hat.“

Der Hauptmann beeiferte sich zu gehorchen und kündigte auf dem Wege zu dem ärztlichen Mönch zugleich seinen Leuten an, daß der berühmte Feldherr Duguesclin sich zu ihnen gesellt, um das Schloß von Montbrun anzugreifen. Diese Nachricht durchlief blitzschnell die ganze Menge und erregte eine ausserordentliche Begeisterung. Aller Blicke richteten sich auf den großen Krieger, der damals mehr Ruf hatte, als irgend ein Fürst der Christenheit. Die feigsten Vasallen fühlten glühenden Eifer bei dem Gedanken, daß sie unter Duguesclin's Befehl kämpfen sollten, und als man sich in Marsch setzte, zeigte sich die Neugier dieser einfachen, naiven

Menschen auf's Lebhafteste. Einige traten aus der Reihe um sich an den Rand des Weges zu stellen und ihn vorbeiziehen zu sehn; Andre warfen sich, auf die Gefahr hin von den Pferden zerstampft zu werden, mitten unter die Reuter, um ihn näher zn sehn. Freilich entlockte sein unangenehmes Aeussere oft einen eben nicht verbindlichen Ausruf, doch besaß der gute Ritter in dieser Hinsicht eine merkwürdige Philosophie, und er lachte herzlich über dergleichen Aeusserungen grober Enttäuschung, die denen, welche ihn zum ersten Male sahen, unwillkührlich entschlüpften.*)

Nachdem der Herr von Nexon seinem Haufen seine Befehle ertheilt und sich überzeugt hatte, daß der mönchische Wundarzt seine Bitte zu erfüllen ging, nahm er seinen Platz respectvoll neben Duguesclin ein. Dieser dachte noch immer an den Bericht des ihnen entgegen geeilten Boten und fragte den Schirmvoigt von Solignac: ob er

*) Duguesclin wußte, wie häßlich er sei, weshalb ihm ein Dichter jener Zeit die Worte in den Mund gelegt:
„Wohl weiß ich, daß ich häßlich bin und von schlechter Gestalt,
„Sei's d'rum! So fühle man wenigstens meines Schwertes Gewalt!

von einem andern Corps wisse, das, wie man sage, dem Baron von Montbrun zur Hilfe käme? Herr von Nexon aber zeigte statt aller Aufklärung die größte Verwunderung und Unruhe über diese Nachricht.

„Beim heiligen Eloi und beim heiligen Oculi!“ rief er aus, „das ist bestimmt die Besatzung von Lastours, die dem Raubnest zu Hilfe eilt. Ist dem so, dann werden wir viel Zeit und viel Leute beim Sturm auf Montbrun zusetzen.“

„Es kann die Besatzung von Lastours nicht sein,“ erwiderte Bonne-Lance; ich selbst habe der, vom Baron dorthin gesendeten Boten aufgefangen, und man hat da unten weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, einen Zweiten auszusenden. Nein, nein, glaubt mir, es muß vielmehr ein Corps Engländer seyn, daß der Prinz von Wallis, oder der Herzog von Lancaster Montbrun zur Hilfe schickt, wenn anders sich dieser Schuft dem König von England unterworfen hat.“

„Das liefe seinen gestrigen Aeusserungen gegen mich gänzlich zuwider,“ unterbrach Duguesclin mit nachdenklicher Miene; „dennoch habt

Ihr Recht, Bonne-Lance, es können nur Engländer sein, die diesem Raubbaron zur Hilfe kommen; die Franzosen sind zu fern und würden sich nicht auf feindlichen Boden wagen. Nun, zum Henker, Engländer oder nicht, was thut das? Wir sind bereit, sie zu empfangen.“

„Das ist's, gnädiger Herr,“ rief Bonne-Lance aus; „damit habt Ihr mich zugleich darauf gebracht, daß wir nahe an dem Ort seyn müssen, wo meine Wölfe versteckt liegen! Die muß ich rufen, denn sie würden sehr unzufrieden sein, sollten sie bei diesem sich bereitenden Jagdrecht leer ausgehn!“

Im selben Augenblick setzte er ein elfenbeinernes Horn, das ihm um den Hals hing, an die Lippen und zog einen gellen, scharfen Ton heraus. Fernes Geschrei antwortete aus den Tiefen des Waldes.

„Hört Ihr sie?“ begann Bonne-Lance heitern Tones aufs Neue; „nie hat ein Wolfsnest das Geheul seiner Mutter besser erkannt, als diese Schurken den Ton meines Horns. Aufgepaßt! Sie werden gleich hervorkommen und könnten auf die Compagnie losfahren.

Kaum hatte er ausgesprochen, als die Wegelagerer sich schon am Saum des Waldes zeigten und der Hauptmann wohl daran that, ihnen entgegen zu reiten, um sie aufzuhalten, da sie im Begriff waren, ohne weitere Prüfung oder Erklärung sich aus Gewohnheit auf die Leute von Solignac zu werfen, die sie für Feinde hielten. Die ehrlichen Klostervasallen erschraken sehr, sich von diesen rohen, entschlossenen Männern also überfluthet zu sehn; doch stellten die beiden Hauptleute bald Alle zufrieden. Die Wegelagerer reiheten sich in guter Ordnung längs der Heerstraße, und so zog man auf Montbrun los, das in geringer Entfernung gelegen.

Wirklich bemerkte man bald das Schloß mit seinen Thürmen und mit seinen furchtbaren Befestigungen. Im Innern mußte wohl Alles in Alarm sein, denn die Zugbrücke war aufgezogen, die Wälle und die Barbakane mit Kriegern besetzt. Duguesclin und die beiden Hauptleute, welche an der Spitze des Zuges ritten, glaubten anfangs, daß ihr eignes Anrücken die Burg so in Aufruhr bringe, doch sahen sie bald ein, daß, wenn sie mit ihrem Zuge auch Theil an dem Schrecken

der Leute auf Montbrun hätten, dies doch nicht die alleinige Ursache sei; denn jemehr sie vorrückten, bemerkten sie in dem, zum Schloß gehörenden, jetzt verlassenen Dorfe, genau zwischen ihnen und der Burg, einen noch stärkern Kriegerhaufen, als den von Solignac. Dieser machte auf der Hauptstraße des Dorfes Halt und schien dort irgend etwas zu erwarten, was aber nicht leicht zu errathen war. So viel blieb gewiß, daß dieser, ganz aus Reuterei bestehende Haufen ein edles, kriegerisches Ansehn hatte. Von dem Orte aus, da man sie sah, erkannte man schon Pagen und Knappen in glänzenden Livreen, man sah stolze Federbüsche aller Farben als Helmschmuck wehen; glänzende Rüstungen blitzten in der Sonne, adliche Banner flatterten; genug, alles, was die damalige reiche und mächtige Ritterschaft bezeichnete, ließ sich erkennen.

So wie der Haufen, dessen momentaner Chef der tapfre Bertrand war, aus den hohen Bäumen, die den Weg besetzten, hervortrabten, so offenbarte sich unter diesen Fremden eine große Aufregung, und sie schienen auf ihrer Hut zu seyn. Man hörte ihre Trompeten hell

und klar tönen; auch sah man, daß sie sich mit einer Gewandtheit und Schnelligkeit, die nur geübten Kriegern eigenthümlich seyn kann, in Schlachtordnung aufstellten.

„Beim wahren Kreuz! diese Leute da machen sich gut,“ sagte Duguesclin zu seinen beiden Dienstergebenen, aber immer auf das Dorf hinblickend; „laßt unsre Truppen anhalten, Hauptmann Bonne-Lance und Ihr, Hauptmann von Nexon, stellt sie möglichst gut in Schlachtordnung auf, damit diese Fremden unserer nicht zu sehr spotten. Heiliger Georg und heiliger Denis! wenn wir mit ihnen handgemein werden, so möchten wir es wohl mit furchtbaren Gegnern zu thun haben und ohne Ordnung können wir nicht auf sie anrücken, als wären es ein Haufen Jacobiten, die einem Bettler eine Kuh gestohlen!“

„Auf Ehre, gnädiger Herr,“ sagte Bonne-Lance zerstreut, „die Anordnung dieser Mannschaft ist so schön, daß man sie gern für Franzosen halten möchte.“

„Franzosen! Seht doch! Ich sage Euch ja, daß es unmöglich ist,“ unterbrach ihn Duguesclin

ungeduldig; „aber im Namen des Heilands, reihet rasch diese Vasallen in Schlachtordnung. Sind die da unten Feinde, so dürften sie auf uns losrennen, ehe wir bereit sind, sie zu empfangen.“

Die beiden Hauptleute gingen an ihre Pflichtausübung und, unter den Augen so gut disciplinirter Truppen von Eigenliebe gestachelt, wollte Duguesclin selbst die Aufstellung seiner improvisirten Armee beobachten. Was Hauptmann Bonne-Lance's Wegelagerer, wie auch die kleine Cómpagnie des Herrn von Nexon betraf, so bot deren Manöver keine Schwierigkeit dar; denn rasch und geschickt bildeten sich diese Reuter zu einer Doppellinie; so aber stand es nicht mit den Vasallen der Abtei von Solignac. Diese guten Leute vergaßen plötzlich ganz ihre kriegerischen Entschlüsse. Da der größte Theil von ihnen nichts vom Kriege verstand, glaubten sie mit der sich so prächtig vor ihnen aufreihenden Ritterschaft sogleich in Kampf gerathen zu müssen und sahen bei dieser Vorstellung höchst kläglich aus. Die Mönche, welche die Kreuze und die Banner ihrer heiligen Schutzherren trugen, waren die Ersten, die auf und davon rannten, und die

Vasallen ahmten ihnen trotz des Hohngeschreies der Reuter nach. Die noch blieben, machten keine bessre Miene, und mehr als ein Schütze schlich sich, unter dem Vorwande, eine vortheilhaftere Stellung einnehmen zu wollen, in den, die Heerstraße begränzenden Wald zurück.

Duguesclin lachte laut über dies feige Benehmen der Kirchenvasallen; aber eben, als er sie auf's Beste anordnen wollte, um wenigstens den Feind zu täuschen, kam Bonne-Lance herbeigaloppirt, um ihm zu melden, daß einer der fremden Ritter auf sie zu käme und wahrscheinlich parlamentiren wollte.

„Ungeachtet Eurer richtigen Meinung, gnädiger Herr,“ fuhr er fort, „muß ich doch dabei bleiben, diese Fremden für französische Ritter zu halten.

„Franzosen! Engländer oder Teufel,“ sagte Duguesclin ungeduldig, „laßt uns endlich erfahren, wer sie sind.“

Damit spornte er sein Pferd und galoppirte wieder allein dem unbekannten Ritter entgegen, der mitten auf dem Felde, in gleicher Entfernung von beiden Armeen anhielt. Er schien von

hohem Rang zu sein; war völlig gewaffnet, hatte das Visir niedergelassen und seine goldne damascirte Rüstung strahlte im hellsten Glanze. Ein blausammtener Ueberwurf hing ihm über die Schultern, und dieser prächtige Aufzug ließ Duguesclin's grauen Rock, seine zerrissene Mütze und sein Schild ohne Wappen nur noch kläglicher abstechen.

Beide Kriegerschaaren folgten in großer Spannung allen Bewegungen ihrer Repräsentanten. Man sah sie stolz auf einander zu kommen, auch schienen sie ein paar Worte zu wechseln. Plötzlich aber, und ohne daß man die Ursache errathen konnte, sprangen Beide vom Pferde und warfen sich mit der herzlichsten Vertaulichkeit einander in die Arme.

Beim Anblick einer solchen Vertraulichkeit, nach so kurzem Zusammentreffen ihrer Chefs, durchlief beide kleine Heere ein Murmeln der Verwunderung. Diese Freundschaftsbeweise werden aber nicht ungewöhnlich erscheinen, wenn man erfährt, daß der Fremde kein Anderer als Herr Olivier Duguesclin, der einzige Bruder des berühmten Bertrand war.

Anfangs überließen sie sich ganz der Freude des Wiedersehns, ohne sich um ihre beiderseitigen Kriegshaufen zu bekümmern. Endlich aber sagte Olivier mit einem spöttischen Blick auf die Schaar, die sein Bruder befehligte:

„Bei unserer gemeinsamen Mutter! Bertrand, wo hast Du denn solches Kriegsvolk hergeholt? Nie hat man einen jämmerlicheren Aufzug gesehn! Wahrhaftig! Der Feind, auf den Du eben losziehen willst, muß eben nicht furchtbar sein, da Du ihnen solche Lumpe entgegenführst.“

„Spotte nicht, Bruder Olivier,“ erwiderte Bertrand strenge, „unter der einfachen Jacke des Vasallen steckt zuweilen eben so viel Muth als unter einer Ritterrüstung; ich will diese Männer bei einer unaufschieblichen Sache anwenden und hatte keine andre Wahl zu treffen.“

„Warte noch einen Augenblick, Bruder Bertrand,“ erwiderte Olivier, „so dringend Deine Geschäfte auch sein mögen, so bringen wir Dir doch Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit, wie man behauptet, und gewiß wirst Du uns darnach nicht damit ergötzen, gegen die Strohjunker dieses Landes zu Felde zu ziehn.“

„Wir wollen sehn, mein geliebter Bruder; aber, hilf Gott! welch eine prächtige Ritterschaft hast Du da zu Deiner Begleitung? Sollte man doch glauben, daß es ein Zug galanter Höflinge sey, der einer königlichen Braut voraufgeht.“

„Hast Du denn die Wappen und Banner noch nicht erkannt, mein tapfrer Bruder? Es sind ja die Hauptmänner, die zu Maleval mit uns waren: unsre guten Vettern Mauny, der Graf von Armagnac, Galeran und noch andre; alle sind höchst ungeduldig, Dich wiederzusehn, und seit gestern sind wir zu Pferde, Dich aufzusuchen . . . aber, bei Deinem Heiligen!“ fuhr er fort, indem er seine Begleitung betrachtete, die ganz verblüfft auf derselben Stelle geblieben, „sie sind außer sich, uns so freundschaftlich mit einander zu sehn. Sie haben Dich in diesem Deinem Range so unwürdigen Kostüm nicht erkannt, und ich bin überzeugt, daß sie Dich für irgend einen Abenteurer halten, der für sich und seine kläglichen Soldaten um Gnade bittet.“

„Laß uns vernünftig sprechen; aus welchem Grunde seid Ihr mir denn gefolgt? Und wie

habt Ihr mich in diesem entfernten Lande auffinden können?"

„Nichts ist einfacher, Bruder Bertrand. Gestern kam, einige Stunden nach Eurer Abreise von Saint-Denis, der Wappen-Herold Frankreichs im gestreckten Galopp nach Maleval, weil er Dich dort noch zu finden glaubte. Er überbrachte Dir von Seiten des Königs eine Botschaft, für die ihm die größeste Eil anempfohlen. Als er nun Deine Abreise erfuhr, war er ganz zerknirscht und jammerte, sich des königlichen Auftrags nicht entledigen zu können, weshalb wir alle uns enschlossen Dir nachzureisen, da wir ja wußten, welchen Weg Du genommen. Indessen ist es zu bezweifeln, ob wir Dich erreicht haben würden, hätte nicht der Zufall, oder vielmehr der Wille der göttlichen Vorsehung, die Alles hier auf Erden leitet, uns einige Lieues von hier einen Mann begegnen lassen, der uns genau angegeben, wo Ihr die letzte Nacht geschlafen."

„Und wer ist dieser Mann?"

„Eine Art von Stallmeister, der sich Oswald nennt und mir ein ziemlich verdächtiger Schurke

zu sein scheint. Er ist uns gestern Abend in die Hände gefallen, als wir bei Sternenschimmer auf der Heerstraße campirten, und da ich ihn für einen Spion hielt, welcher, da er uns auf englischem Boden sah, uns den Engländern verrathen und die Truppen der Provinz über unsere Hälse ziehen wollte, so befahl ich, ihn am ersten, besten Baum aufzuhängen. Der Schuft schien damit gar nicht zufrieden und gebehrdete sich teuflisch. Indessen sollte er kurz und gut gehangen werden, als er mich von einem meiner Leute nennen hörte. Da warf er sich mir zu Füßen und schwor, daß, wenn ich ihm das Leben schenken wollte, er mich an einen Ort führen würde, wo Du Dich vielleicht sehr in Gefahr befändest; denn Du wärst in der Gewalt eines bösen Edelmannes, der, wenn er erführe, wer Du seist, gewiß nicht verfehlen würde, aus dem Zusammentreffen mit Dir Nutzen zu ziehen. Er schilderte Deine Person und Deinen Anzug so genau, daß wir nicht an der Wahrheit dieser Begegnung zweifeln konnten, doch blieb es noch immer unerklärlich, warum dieser Stallmeister das Schloß Montbrun verlassen. Ich schöpfte

Verdacht, daß er Deine Anwesenheit hier zu Lande, den Engländern, dem Herzog von Lancastre, dem Connetable von Aquitanien habe melden wollen. Wie dem nun auch sein mochte, so lag uns weniger daran, den Schurken baumeln zu sehn, als nicht lieber seinen Vorschlag anzunehmen; wogegen er beim ersten Verdacht von Verrath mit dem Tode bedroht wurde. So hat er uns denn hierher geführt und auf diese Art also, mein lieber Bertrand, sind wir so glücklich, Dich aufgefunden zu haben. In dem Augenblick als Du da hervorkamst, wollten wir die Einwohner von Montbrun auffordern, Dich auszuliefern oder gewärtig zu sein, daß wir diese ungastliche Burg dem Feuer und der Plünderung Preis geben würden. Jetzt aber denke ich, verlassen wir rasch dies wilde Land und lassen Andern die Sorge, dies Fuchsnest anzustecken."

Duguesclin hatte seines Bruders Bericht mit großer Aufmerksamkeit angehört, und als er vollendet, sagte er frommer Weise ein Kreuz schlagend:

„Sei der Herr, unser Heiland und seine heilige Mutter gelobt, Euch bis hierher in ihren

Schutz geführt zu haben, wie auch für alle Gnaden, die ich seit einigen Stunden empfangen! Ich danke Dir, Bruder Olivier, für Deine Theilnahme für mich selbst, aber könntest Du mir nichts Näheres über die Nachrichten sagen, die der königliche Bote mir bringt?"

„Ich weiß nichts Gewisses darüber, doch vermuthe ich, daß sie trauriger Art sind . . . Der Herold, dessen Pferd ermüdet, ist etwas zurückgeblieben, doch muß er uns bald wieder einholen. Unterdessen, Bruder Bertrand, willst Du doch wohl unsre Verwandten und Freunde begrüßen?"

„Herzlich gern, Bruder Olivier," erwiderte Duguesclin in Gedanken verloren.

Nun schritten sie auf die Ritter zu, die sich noch immer am Eingang des Dorfes hielten; kaum hatten sie zehn Schritte gemacht, als Bertrand von allen erkannt wurde; worauf diese Herren von den Pferden sprangen, ihm entgegen eilten und ihm herzlich die Hand drückten, während die Soldaten, Stallmeister und Pagen ein Vivat ausstießen und zu seiner Begrüßung die Fahnen schwenkten.

Von diesem Augenblick an schwieg jedes Miß-

trauen beider Truppen, die Zeuge hiervon waren, besonders zufrieden fühlten sich die Vasallen von Solignac bei der Gewißheit, daß für den Augenblick noch keine Feindseligkeit losginge. Herr von Nexon selbst ließ es sich angelegen sein, sie darüber aufzuklären: daß dieser glänzende Ritterzug nicht allein gar nicht daran denke, sie befeinden zu wollen, sondern als Freunde Duguesclin's ihnen wahrscheinlich beim Sturm auf Montbrun behülflich sein würden. In Erwartung bestimmter Nachrichten darüber, gebot er seinen Leuten, diese Zwischenfrist zum Ausruhen zu benutzen, da sie beim nahen Kampf all' ihrer Kräfte bedürftig sein würden.

Die armen Landleute ließen sich das nicht zwei Mal sagen, sie gruppirten sich auf den Rasen und plauderten über Alles, was sie sahen oder vermutheten. Nun ritt der Schirmvoigt zum Hauptmann Bonne-Lance zurück, der regungslos an der Spitze seiner Leute zu Pferde hielt und fest auf die Edelleute blickte, die Duguesclin umringten. Herr von Nexon bemerkte anfangs seine Blässe und seine Zerstreutheit nicht.

„Nun, Hauptmann Bonne-Lance," sagte er ruhig, „nun seht Ihr, daß Ihr Recht hattet; es sind doch Franzosen, und ich denke, daß wir für unsern auszuführenden Streich an ihnen gute Hilfstruppen haben werden."

Bonne-Lance sah ihn zerstreut an, als hätte er seine Frage gar nicht verstanden, plötzlich aber sagte er sehr lebhaft zu ihm:

„Täusche ich mich nicht, Herr Ritter? Bemerkt Ihr nicht auch einige Schritte von Duguesclin einen halb roth, halb blauen Banner mit weißen Hermelinflöckchen?"

„Gewiß, Hauptmann, kennt Ihr den Edelmann dieser Wappen? Dem reichen Kostüm des Fahnträgers nach zu urtheilen, muß es eine hohe Person am Hofe Frankreichs sein."

Bonne-Lance antwortete nicht; aber seine Verwirrung und seine Gemüthsbewegung wurden sichtbarer. Ein leichtes Zittern war an all' seinen Gliedern zu bemerken. Der Schirmvoigt wollte ihn eben über diesen wunderbaren Eindruck befragen, als er ihn rasch sein Visir herabziehen sah, als wolle er sein Gesicht verbergen. Im selben Augenblick trat ein Page in glänzender

Kleidung an ihn heran und lud ihn mit graziösem Anstande ein, zu den französischen Herren zu kommen. Diese waren Alle abgestiegen und hatten mit dem höchsten Interesse den Bericht der Gefahren gehört, denen ihr Held Duguesclin seit dem gestrigen Tage ausgesetzt gewesen.

Als der Hauptmann der Wegelagerer diese Einladung empfing, durchrieselte ihn ein krampfhaftes Beben; er gab seine Einwilligung nur durch ein Zeichen zu verstehn, drehte sich zu einem seiner Feldwebel um und befahl ihm, die Compagnie ausruhen zu lassen. Mochte es nun das hindernde Stahlvisir sein, oder raubte innre Aufregung ihm die Stimme, genug, seine Worte klangen dumpf und fast unverständlich aus dem Helmgitter hervor. Hiernach folgte er dem Pagen und ließ Herrn von Nexon sammt dem Feldwebel, ganz betroffen über dies sonderbare Wesen, zurück, das mit seinem sonst so offnen, natürlichen Freimuth im grellsten Contrast stand. Als er noch zehn Schritt von der Rittergruppe entfernt war, übergab er sein Pferd einem Pagen, der ihm gefolgt war, ging zu Fuß auf die edlen Franzosen zu, vor denen er sich tief ver-

beugte, aber auch von ihnen eben so höflich begrüßt wurde.

„Wahrhaftiger Gott! braver Ritter," redete Olivier Duguesclin ihn an, indem er ihm vertraulich die Hand entgegen streckte, „ich will der Erste seyn, der Euch für den, meinem Herrn und Bruder geleisteten Beistand dankt. Beim Kreuz! Ihr habt da eine große That und eine edle Aufopferung ausgeübt."

„Und ich, Messire," sagte Gauthier von Mauny, ein stolzer, rauher Ritter, von einer schwarzen Rüstung bedeckt, mit einem braunen, narbigen Gesicht, „ich muß Euch sagen, daß der ganze Adel und die ganze Ritterschaft von Frankreich Euren, meinem trefflichen Vetter Bertrand geleisteten Dienst beneiden wird . . . . Donnerwetter! Ich gäbe zehn Jahre meines Kriegs- und Schlachtenlebens darum, hätte ich das Glück gehabt, dem König unserm Herrn und der ganzen Christenheit einen so ausgezeichneten Dienst zu leisten."

„Beklage Dich nicht, Vetter Mauny," lachte Duguesclin; „zählte man alle die Hiebe auf, die Du für mich aufgefangen, so wärest Du immer

noch reicher daran, als alle meine guten und tapfern Waffenbrüder; den braven Clisson selbst nicht ausgenommen."

Bonne-Lance empfing nun noch die Glückwünsche von Galeran, Sohn des Grafen von Saint-Pol, von Olivier, von Mauny und andern Edelleuten mehr. Alle überboten sich darin, den Dienst zu vergöttern, den er ihrem berühmten Chef durch dessen Befreiung aus des tückischen Montbrun's Händen geleistet. Der junge Anführer der Wegelagerer empfing alle diese Komplimente schweigend, was man seiner Ehrfurcht, sich in einer so hohen Versammlung zu sehn, allein zuschrieb.

Indessen hatte einer der vornehmsten unter den Rittern noch gar nichts gesagt: dies war ein Herr von schon vorgerückten Jahren, mit einem trocknen, hagern Gesicht, strengen Blick, dessen Physiognomie gleichwohl Spuren eines tief gewurzelten Seelenschmerzes trug. Seine silberne, reich eingelegte Rüstung, sein zwiefarbiger Mantel, auf welchem Wappen in Silber gestickt waren, sein, aus neun Perlen geformter Helmknopf ließ ihn als einen reichen und mäch-

tigen Herrn erkennen; wirklich auch war es der Graf von Armagnac, dessen Name einige Jahre später so berühmt wurde. Er hatte die ganze Zeit über, während die andern Ritter Bonne-Lance mit Lobeserhebungen überschütteten, ihn unverwandt angesehn.

„Junger Mann," sagte er endlich etwas rauh, „schickt es sich wohl, daß Ihr, ein einfacher Ritter, Euch so hohen Personen mit verdecktem Antlitz vorstellt?"

„In der That, Sire Bonne-Lance," fügte Duguesclin mit seinem männlichen Freimuth hinzu, „woher kömmt es, daß Ihr Euer offnes, heitres Gesicht verbergt? Bei Unsrer heiligen Frau! Ihr werdet diesen Herrn den Verdacht einflößen, als fehle Euch ein Auge, wie meinem Vetter Mauny, als wäret Ihr pockennarbig, wie Olivier, oder schwarzhäutig, wie ich, während Euer Liebchen doch einen guten Geschmack hat, Euch zum Ritter zu wählen."

Bonne-Lance, konnte man auch seine Züge nicht sehen, schien von Gemüthsbewegung überwältigt zu sein; er athmete schwer hinter dem Visirgitter. Endlich antwortete er mit leiser,

übereilter Stimme, daß er so eben ein Gelübde gethan, weder den Helm abzulegen, noch das Visir aufzuschlagen, bevor nicht Frankreichs Banner auf Schloß Montbrun flattre. Dergleichen sonderbare Verpflichtungen waren zu jener Epoche zu gewöhnlich, als daß die Anwesenden darin einen Grund zum Verwundern gefunden hätten.

„Man muß nie ein Gelübde brechen, wenn man es nicht bald zu bereuen haben will,“ rief Olivier Duguesclin aus; „ich erinnere mich, daß die heilige Katharina mir in der Schlacht von Cocherel einen Lanzenstoß in die Schulter geben ließ, weil ich es unterlassen, eine zwölfpfündige Wachskerze, die ich ihr versprochen, in ihrer Kapelle zu Rennes aufzustecken! . . . Findet indessen unser Herr und Freund, Graf von Armagnac,“ fuhr er im Ton achtungsvoller Vertraulichkeit fort wie gewöhnlich, „nur darum etwas an den jungen Edelmann auszusetzen, weil wir ihn gelobt haben?“

„Ihr sprecht leichtsinnig, Sire Olivier,“ erwiderte der Graf finster, „und versteht mich ganz falsch, wenn Ihr das Resultat langer Erfahrung in den Dingen hienieden nur einem, von

Natur mürrischen Wesen zuschreibt. Keiner mehr als ich," fuhr er lebhafter und mit gerührtem Blick auf Bonne-Lance fort, „keiner mehr als ich, weiß die Tapferkeit, die Großmuth und Besonnenheit zu schätzen, wovon dieser junge Mann durch Vereitelung der, von diesem hinterlistigen Raubbaron gelegten Schlingen eine echte Probe abgelegt! Das heißt seine Laufbahn edel beginnen, wenn man unserm berühmten Feldherrn, dem König unserm Herrn und dem ganzen Frankreich einen so großen Dienst erzeigt! . . . für einen Sohn, wie dieser brave junge Mann ist, würde ich meinen Grafentitel und meine Domainen hingeben! Gott hat mir eine so große Gunst nicht erzeugen wollen!

Keine Thräne feuchtete die hohlen Augen des Grafen von Armagnac; aber seine sonst so rauhe Stimme war in den Ton tiefer Melancholie übergegangen. Die französischen Herren blieben bei diesem Ausdruck von Seelentrauer, an den sie gewöhnt zu sein schienen, ganz gleichgültig. Einige zuckten sogar mit den Achseln, wie man es bei einem, von einem Greise hundert Mal widerholten Gewäsch zu thun pflegt.

Bonne-Lance aber konnte die liebevollen Worte des Grafen nicht eben so unempfindlich mit anhören. Seine Gemüthsbewegung stieg und seine Brust hob sich unter dem schweren Panzer. Er wollte sprechen, doch versagte die Stimme ihm und er ließ nur abgebrochene Worte ohne alle Folge hören.

„Auf mein Wort," rief Duguesclin ungeduldig, „Ihr macht den armen Burschen mit Euren Lobeserhebungen und mit Euren Honigworten so verlegen, daß er selbst nicht mehr zu antworten weiß. Bei der Bischofsmütze des Papstes! Er ist ein rauher Chef von Wegelagerern, der nicht wie Ihr bei Fürsten und Herrschern die Hofsprache gelernt. Ach! Wenn Ihr den artigen Minstrel, der den mich bedrohenden Hieb mit seinem eigenen Leib aufgefangen, schön hofmäßig belobt hättet, so würde der Euch Eure Sprache zurückgegeben haben; doch glaube ich, daß diese arme Nachtigall nie wieder singen wird."

„Wie unbesonnen ist's auch," warf Mauny gleichgültig hin, „so ohne Rüstung sich ins Gefecht zu mischen."

„Diesen Unverstand ließ ich mir selbst zu schul-

den kommen, Vetter Manny, und ohne diesen vortrefflichen Edelmann hätte es mich theuer zu stehn kommen können .... bin ich Hauptmann Bonne-Lance für meine Freiheit verpflichtet, so danke ich dem Minnesänger Gerald mein Leben.“

„Nach Allen ist das nur die Aufopferung eines Stallmeisters, eines Gemeinen,“ erwiderte Manny ruhig.

„Ein Page oder ein Weib hätten dasselbe thun können,“ fügte Galeran hinzu. „Es liegt in dieser Handlung weder eine Waffen-, noch eine Heldenthat, die man loben könnte; es ist ein Lamm, das sich erwürgen ließ, das ist Alles!“

Diese Manier, die wunderbare Aufopferung des Minnesängers zu betrachten, lag zwar ganz in den Ideen damaliger Zeit, dennoch rief sie die Zornröthe auf Bertrand's Gesicht, und schon wollte er gegen die Zuhörer losbrechen, deren ruhige Mienen bewiesen, daß sie ihn nicht schuldig hielten, etwas Unvernünftiges gesagt zu haben, als ihm Graf von Armagnac halb laut und mit geheimnißvollem Lächeln sagte:

„Hofft Ihr, Sire Bertrand, dem Schlächter

die Resignation des Lammes, das er erwürgt, begreiflich zu machen?"

Duguesclin schüttelte den Kopf.

„Schadet nicht!" nahm er nach kurzer Pause das Wort wieder; „ich werde darum nicht das Einzige, was ich in Zukunft für diesen jungen Gefährten thun kann, nachlässiger Weise vergessen: nämlich ihn zu rächen .... Ihr Herren Ritter, wer von Euch will mir beistehn, die Burg dieses hinterlistigen Barons zu belagern?"

„Wir Alle stehn Euch bei, braver Vetter," rief Mauny aus; „aber beim Kreuz! Das Schloß ist fest und es wird viel kosten, ehe der Sturm gelingt."

„Machen wir uns also auf der Stelle an's Werk," eiferte Bertrand; „Hauptmann Bonne-Lance, stellt Ihr Euch, um von der Seite des Ausfall-Thores anzugreifen. Werdet die Vasallen von Solignac dazu an, Faschinen zu machen und Materialien vorzubereiten, um damit die Gräben zu füllen! Was uns betrifft, so wollen wir das Hauptthor angreifen und sehn, wer von uns zuerst seinen Banner auf die Mauer pflanzen kann .... Vorwärts, an's Werk, und mö-

ge der heilige Yves uns Alle in seinen gnädigen Schutz nehmen.“

Die französischen Herren trennten sich und Jeder ging, sich schlachtfertig zu machen. In dem Augenblick, wo Bonne-Lance zu seinem Pferde zurückging, das ein Page hielt, trat der Graf von Armagnac eiligst auf ihn zu und sagte mit sonderbar reger Theilnahme:

„Hauptmann Bonne-Lance, wollt Ihr mir nicht Euren Namen sagen, damit ich ihn als den eines tapfern Mannes in mein Gedächtniß schreibe?“

„Ich werde ihn Euch vielleicht bald sagen, mein edler Sire,“ erwiderte der junge Mann mit erstickter Stimme.

„Um Gott, wann denn?“

„Wann ich von der Hand des Herrn Duguesclin zum Ritter geschlagen worden bin.“

Damit verbeugte er sich tief, schwang sich aufs Pferd und galoppirte davon. Graf Armagnac folgte ihm mit den Augen, als wolle er seine feste, kriegerische Haltung bewundern, dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und kehrte zurück

zum Dorfe, wo die Leute seiner Parthei cantonirten.

Nach einigen Augenblicken war auf der ganzen Ebene alles in Bewegung. Die Reuter waren abgestiegen und hatten ihre Pferde im Walde untergebracht, um sie vor den Pfeilen der Belagerten zu schützen. Die Bogen- und Armbrustschützen bereiteten ihre Pfeile und Bolzen. Von allen Seiten sah man zum Werke arbeiten. Einige fällten Bäume, deren Gezweig die Gräben füllen sollten, Andre stachen den Rasen nebst Erdklumpen zum nämlichen Dienste aus. So weit das Auge reichte, sah man nur Schützen, Waffenmänner und Ritter, die sich zum Stürmen der Burg vorbereiteten.

Duguesclin war einen Augenblick in eine der verlassenen Hütten des Dorfes Montbrun getreten, um eine Rüstung seines Bruders Olivier anzulegen, und erschien wieder, von Kopf bis zum Fuß mit Stahl bedeckt, seinen Schild mit dem so bekannten Wappen: auf silbernem Felde einen schwarzen, zweiköpfigen Adler und einen rothen Balken am Arm, während ein weißer Federbusch über seinem Helme

wehete. Also ausgestattet, hatte er ein eben so majestätisches als fürchterliches Ansehn.

Schon setzte er den Fuß in den Steigbügel seines Pferdes, das man mit seiner Schlachtrüstung belegt, als eine neue Person, für die ein Jeder die größte Achtung bewies, rasch auf ihn zu trat. Es war ein Mann reifen Alters und mit einem himmelblauen, von goldnen Lilien übersäeten Rock. In der einen Hand hielt er einen kurzen Stab, in der andern mehrere Pergamentrollen, woran verschiedene Siegel in rothem und grünem Lack geheftet. Bei seinem Anblick blieb Duguesclin regungslos stehn: er hatte Saint-Denis, den Herold König Carl V erkannt.

Saint-Denis begrüßte den Ritter höflich und sagte respectvoll:

„Gnädiger Herr, ich erfahre, daß Ihr im Begriff steht, Euch den Wechselfällen einer Schlacht auszusetzen; bevor Ihr aber neuen Gefahren entgegen geht, ersuche ich Euch, von diesen Schreiben Kenntniß zu nehmen, die ich Euch im Namen unsers großmächtigen Herrn und Herrschers, des Königs von Frankreich überbringe.“

„Mein höflicher Herold, ich kann Eure Forderung nicht zurückweisen, ohne ein Verbrechen und eine Treulosigkeit zu begehn; sondern bin bereit die Befehle zu hören, die mein gnädiger Herr und Meister mir zu senden für gut hält.“

Damit winkte er seinen Leuten zu, ein wenig zurückzutreten, und ging mit dem Herold in eine der elenden Baracken ohne Thür und Fenster, die für den Augenblick seine Wohnung ausmachte.

Das Innre dieser armseligen Hütte, wohin Duguesclin den königlichen Gesandten führte, war gänzlich nackt und verfallen; der Vasall, der sie ehemals bewohnt, hatte bei seiner Flucht hinter die schützenden Mauern des nahen Schlosses jedes Stück Möbel mitgenommen. Einige Holzblöcke standen noch in dieser jämmerlichen Zuflucht. Bertrand machte dem Herold ein Zeichen, sich auf einen dieser Blöcke niederzusetzen, er selbst blieb stehen aus Ehrerbietung für die Botschaft, die man ihm mittheilen wolle.

„Ich bin bereit, Euch zu hören, Herr Herold,“ sagte er mit der ritterlichen Offenheit, welche damals die höchsten Personen in officiel-

len, wie in Privatbeziehungen beobachteten. „Vor allen Dingen aber laßt mich Euch Glück wünschen, daß Ihr gesund und munter angelangt seid.“

„Ich danke Euch für Eure Güte, Messire,“ antwortete Saint-Denis ehrerbietig; „doch bin ich zu gering, als daß Ihr unter so ernsten Umständen, als diejenigen sind, die mich zu Euch führen, meiner Person einige Aufmerksamkeit zollen dürftet.“

„Nun, was bringst Du mir denn, mein artiger Herold? Ich hoffe, daß sich mein sehr lieber und sehr gefürchteter Souverain bei guter Gesundheit befindet.“

Dem Himmel sei Dank, gesund ist er. Ich bringe Euch seinen Gruß und hier ist das Schreiben, das er mich für Euch anzuvertrauen würdigte.

Duguesclin nahm das kostbare Pergament, an welchem das große Staatssiegel hing und drehte es verlegen in seinen Händen um und um.

„Ich bin sehr dankbar für die Ehre, die mein edler Herr einem armen Ritter, wie ich es bin, angedeihen läßt,“ erwiderte er; „doch müßt

Ihr's wohl wissen, Herr Wappenherold, daß mein ganzes Leben zu andern Dingen als zum Studium angewendet worden, und zwar so arg, daß . . . ich nicht lesen kann."

Dieß Geständniß erschien Saint-Denis keinesweges ungewöhnlich, da wissenschaftliche Kenntnisse zu jener Epoche überall, besonders aber beim Adel selten waren.

„Messire," antwortete er etwas feierlich, „Euer und mein Herr, der König von Frankreich, hat mich beauftragt Euch mündlich zu sagen, was er Euch mit seiner königlichen Hand zu schreiben gewürdigt. So wisset denn, daß der König Euch ohne Aufschub in Paris erwartet, um Euch das Connetable-Schwert zu übergeben, und Euch gebietet, Euch nach Empfang dieser Botschaft sogleich auf den Weg zu machen, oder seine Ungnade und die größten Unglücksfälle zu riskiren."

Bewahre mich Unsre Dame von Dinan davor, mir die Ungnade meines geliebten Herrschers zuzuziehn!" erwiderte sich bekreuzend der gute Ritter. „Habt Ihr aber nicht schon vernommen, lieber Herold, daß ich Scrupel hege, das wich-

tige Connetable-Amt anzunehmen, weil, wenn ich es thue, es einem berühmten Krieger, dem ehrwürdigen Moreau de Fiennes, jetzigen Connetable von Frankreich, erst entzogen werden müßte."

„Er ist's nicht mehr, gnädiger Herr. Herr von Fiennes ist zur Zeit des seligen Königs, dessen Seele Gott bewahre, ein treuer Feldherr und geschickter Krieger gewesen; jetzt aber ist er so alt und mürbe, daß er keine Rüstung mehr anlegen und nicht mehr gegen die Engländer ziehen kann. Er selbst bittet Euch, eine hohe Würde anzunehmen, deren Pflichten er nicht mehr zu erfüllen im Stande ist, was Ihr aus diesem Schreiben, womit er noch besonders mich für Euch beauftragt, sogleich ersehen könntet."

Damit überreichte er Duguesclin ein andres Pergament, dessen Siegel zu untersuchen, sich der Ritter begnügte, wie er es auch mit dem königlichen Schreiben gemacht.

„Dies genügt, Sire," sagte er würdevoll. „Länger darf ich nicht säumen, mich den Befehlen meines Souverains zu fügen, so unwürdig ich auch der mir erzeigten Ehre bin. Sobald ich die Burg Montbrun genommen, deren Besitzer

es mit England hält, werde ich mich auf den Weg machen und König Carl in seiner Hauptstadt begrüßen. Jetzt, mein artiger Herold, erlaubt, daß ich zu meinen Leuten eile, die schon die Feste umzingeln; so wie dies abgemacht, folge ich Euch ohne Säumen."

Er wollte hinaus, aber der Herold hielt ihn mit einem bestimmten, wenn auch allemal ehrerbietigen Handwink zurück.

„Wolltet mich entschuldigen, tapferer Feldherr," begann er auf's Neue; „doch, meines Königs Befehl lautet bestimmt und gönnt Euch nicht länger Zeit zum Zögern, als Ihr bedürftet, Eure Schlachtrüstung gegen Reisekleider zu tauschen. Ich habe Euch noch nicht Alles gesagt: das Königreich, die Hauptstadt, der König selbst sind für den Augenblick in der größten Gefahr."

„Was sagt Ihr, Messire?" fragte Duguesclin bebend; „hat der Engländer seit einigen Tagen solche Fortschritte gemacht."

„Er ist vor den Thoren von Paris, gnädiger Herr," erwiderte der Herold feurig, „und ohne Zweifel belagert Robert Knowles mit seiner Armee, nachdem die Picardie und die Champag-

ne verwüstet, jetzt schon den König von Frankreich in seiner guten Hauptstadt. In dem Augenblick, als ich Paris verließ, verspotteten die englischen Ritter mit ihren Lanzen die Barrieren .... daraus seht Ihr, daß keine Zeit zu verlieren, und daß die Pflicht eines jeden Lehnsunterthan und braven Krieger es erheischt, dem König von Frankreich zu Hilfe zu eilen."

„Bei Montjoie! Du hast Recht, Herold," rief Duguesclin aus, während er in großer Gemüthsbewegung auf und ab schritt; „ich darf mich jetzt nicht um Nebendinge, um Rache und persönliche Herausforderungen bekümmern, wenn mein lieber Herr und König also bedrängt ist. .... Indessen," fügte er nachdenkend und plötzlich stehn bleibend hinzu, „wenn ich nur zwei Stunden hätte, diese Burg zu stürmen ..."

„Eure sprudelnde Tapferkeit führt Euch zu weit, gnädiger Herr," sagte der Wappenherold eifrig. „Schon mehrere Botschaften habt ihr von König Carl erhalten und trotz Eures eignen, heißen Verlangens, seinem Rufe zu folgen, haltet Ihr Euch bei jedem Schritt auf, um Heldenthaten auszuführen und Schlösser zu erobern

. . . . Gestern seid Ihr beinahe allein von Malleval abgereist, um nach Paris zu eilen und heute finde ich Euch beschäftigt, mit einer aufgegriffenen Armee einen festen, wohl besetzten Platz zu nehmen! Gnädiger Herr, verzeiht meine Dreistigkeit, denn ich spreche nichts als was mir befohlen worden Euch zu sagen, jetzt ist's nicht die rechte Zeit, gleich einem einfachen Ritter einzelne Waffenthaten und Zweikämpfe zu machen, nicht an Euren Ruhm, sondern an die Vertheidigung Frankreichs und Eures Herrschers sollt Ihr denken. Ihr seid kein einfacher Heerführer mehr, der um ein beleidigendes Wort, oder einer Herausforderung wegen hundert Mal des Tages sein Leben daran setzen darf, sondern Ihr seid Connetable von Frankreich und müßt geheiligte Pflichten erfüllen."

Diese edlen Gesinnungen mußten zu Duguesclin's Herzen sprechen.

„So laßt uns abreisen," rief er aus. „Mögen mein Bruder und die andern Herren ihre Angelegenheiten abthun und diesen bösen Raubbaron züchtigen . . . sie sind zahlreich, erfahren und werden damit zu Ende kommen! mögen sie

antwortete der Alte auf die Gegend des Waldes deutend, wo Gerald mit Bonne-Lance am Morgen dieses Tages im Hinterhalt gelegen.

„So könnte ich in wenigen Augenblicken zurück sein," erwiderte Bertrand, „noch immer in das strenge Gesicht des Herold's blickend."

„Frankreich wartet!" antwortete Letzterer mit feierlichem Tone.

Im selben Augenblick erhob sich ein furchtbares Geschrei von der Seite der Burg und Trompeten schmetterten. Das feurige Schlachtroß des Helden bäumte sich, spitzte die Ohren beim wohlbekannten Trompetenton und machte einige Sprünge, als wolle es sich in den Kampf stürzen.

„Beim heiligen Georg!" rief der Ritter aus, „was giebt's denn dort?"

In voller Rüstung, das bloße Schwert in der Hand, trat jetzt Olivier von Mauny hinzu.

„Mein herrlicher Vetter Bertrand," redete er den Helden etwas höhnisch an: „zum ersten Mal laßt Ihr Euch bei der Schlacht erwarten . . . Es ist unmöglich, die Glut dieser indisciplinirten Truppen länger zu zähmen, sie wer-

den den Sturm ohne uns wagen. Eilt, wenn Ihr beim Tanze sein wollt."

Duguesclin's Entschluß stand plötzlich fest.

„Herr Herold," sagte er barsch, „ich bin meinem Fürsten treu und meinem Lande ergeben, dennoch muß ich meine Abreise um wenige Momente verzögern."

„Was! gnädiger Herr," rief Saint-Denis mit vorwurfsvollem Ton aus, „vergeßt Ihr Eure edlen Entschüsse so bald?"

„Beim heiligen Yves, ich vergesse sie nicht! Was aber auch kommen möge, gegen meine Ehre und gegen mein Gewissen kann ich nicht handeln."

„Und Eure Ehre und Euer Gewissen zwingen Euch, hier erst Blut zu vergießen?"

„Nein! Aber einem unglücklichen jungen Mann, der das seinige für mich vergossen, ein letztes Lebewohl zu sagen."

Damit winkte er ein Zeichen, daß er bald wieder zurück sein würde und spornte sein Roß der Gegend zu, wo Gerald von Montagu im Sterben lag; der Mönch folgte ihm von Weitem. Mit einem tiefen Seufzer trat der Herold

in die Hütte zurück, während Mauny, der Duguesclin's wunderliche Aeußerungen nicht zu deuten wußte, zurückkehrte zum Sturm, dessen Lärm jeden Augenblick stieg.

Achtes Kapitel.

Der wundärztliche Mönch aus der Abtei von Solignac hatte Duguesclin's Befehle in Hinsicht auf Gerald mit einer Pünktlichkeit und mit einem Eifer erfüllt, den allein die christliche Barmherzigkeit einflößt. So wie der Zug angehalten, ließ er einige Vasallen seines Klosters herbeirufen, die zu seinen Diensten besonders eingeübt waren; diesen befahl er zuerst, im Walde eine Hütte von Strauchwerk aufzubauen, um darin den armen Verwundeten schützend zu betten. Während die Leute diesen Befehl ausführten, ließ er ein Pferd, das beständig zu seiner Benutzung bestimmt war, herbeiführen und holte aus seinem Reisebündel alle chirurgischen Instrumente und stärkenden Tränke, wie sie die erfahrensten Operateurs damaliger Zeit irgend anzuwenden hatten,

Als nun die Hütte aufgerichtet und mit einer groben Leinwand zeltartig überdeckt war, ließ er den noch immer leblosen Gerald hinein transportiren und untersuchte darauf seine Wunde.

Nur zu bald überzeugte er sich, daß hier jede Hoffnung aufzugeben sei; die Lanzenspitze war in die edelsten Organe gedrungen. Als er diese traurige Gewißheit erlangt, betrachtete der alte Mönch mit kahlem Haupte, mit runzelvollem Antlitz den armen Minnesänger mit einem Gefühl tiefer Betrübniß.

„Mein Gott!“ murmelte er, „wirst Du nicht ein Wunder thun, dies arme, so schöne und so junge Kind zu retten?“

Mehr, um seiner Gewissenhaftigkeit zu genügen, als in der Voraussetzung, ein gutes Resultat, das er für unmöglich hielt, daraus erfolgen zu sehn, legte er einen sorgfältigeren und besonders geschickteren Verband an, als Duguesclin's Stallmeister im Stande gewesen zu bewirken; zog dann eine kleine Flasche voll eines wirksamen Elixirs aus der Brust und flößte es dem Minstrel zwischen seine bleichen Lippen ein.

Dieser wohlthätige Trank brachte bald eine

günstige Wirkung hervor. Nach und nach färbten sich Geralds Wangen wieder und der Athem schien seine Brust stoßweise zu heben; bald auch öffneten sich seine blauen, klaren Augen dem Lichte.

Bei dieser Art von Erwachen mußte der junge Montagu sich vom tiefsten Erstaunen ergriffen fühlen, als er sich in dieser Laubhütte, auf einem Lager von trocknen Blättern und einigen Mänteln wiederfand und neben sich einen Mönch sah, der schweigend dastand und alle Eindrücke, die sich im Gesicht des Wiederbelebten malten, mit der regsten, theilnehmendsten Angst bewachte. Das Stück Leinwand, welches als Zeltthür dienen sollte, war in diesem Augenblick zurückgeschlagen, so, daß der Kranke die lärmende und belebte Scene, die sich in einiger Entfernung zutrug, mit einem Blick umfassen konnte. In der Ferne gewahrte er das Schloß von Montbrun mit diesem Gewühl von Männern im buntesten Kostüm, deren Rüstungen und Waffen in der Sonne blitzten und deren Geschrei die Lüfte erfüllte. In seiner nächsten Umgebung aber war Alles still und ruhig. Sein Blick konnte tief

in den grünen, dichten Wald tauchen, wo die Vögel noch ungestört sangen. Hier zeigte sich kein Bewaffneter, ausgenommen zwei oder drei arme Vasallen, die, vor dem Eingang des Zeltes gruppirt, der Befehle des Pater Nicolas harrten, sonst aber hatte diese Stelle der Landschaft den Anblick ihrer gewöhnlichen Einsamkeit.

Der Minnesänger starrte auf dies weite Gemälde voll der wunderbarsten Contraste und seine Erinnerungskraft schien langsam zurückzukehren. Vielleicht glaubte er geträumt zu haben, vielleicht auch vergaß er in diesem Augenblick, wo er seine physische und moralische Empfindung noch nicht ganz wiedererlangt, seine Lage, sein Uebel, wie das bei Verwundeten zuweilen der Fall ist, wenn sie aus langer Ohnmacht erwachen. Er machte eine Bewegung, sich aufzurichten, aber ein unsäglicher Schmerz entriß ihm einen herzzerreissenden Schrei, wobei er zurück auf sein Blätterlager fiel.

Nun trat der Mönch näher, um ihn zu ermuthigen und zu trösten, denn die Hilfsmittel der Kunst hatte er erschöpft, doch ein leichter Schatten warf sich zwischen ihn und den Leiden-

den; ein junger Page, der seit ein paar Augenblicken mit den, vor dem Zelte gelagerten Vasallen gesprochen, hatte sich bei Montagu's Schmerzensschrei hineingeschwungen.

Der Mönch betrachtete streng diesen Fremdling, der so ungestüm in dies Asil des Leidens eindrang; indessen sank sein Zorn, als er den Unbekannten näher prüfte: er war so jung und zart, daß man ihn noch für ein Kind halten konnte; seine bleichen und bestürzten Züge ließen seine glänzenden, schwarzen Augen noch mehr hervortreten; er hatte sich in eine Art von Ueberrock von grünem Samis ohne Stickerei gehüllt, und sein von einer grünen Feder überragtes Baret war tief in die Stirn gedrückt. Statt aller Waffen trug er nur einen kleinen Dolch in einem Wehrgehänge an seiner Seite, und ehe der Mönch ihm seine Dreistigkeit vorwerfen konnte, faltete er die Hände und sagte mit sanft flehender Stimme:

„Mein Vater, Ihr bedürft zur Wartung dieses armen Verwundeten der Stütze, der Bedienung. O, bitte, duldet es, daß ich Eure Sorgfalt, die Ihr diesem jungen Edelmann schenken

wollt, theilen darf. Ich würde ihm eben so liebevoll als ergeben dienen! Ich würde Euch eben so pünktlich als ehrerbietig gehorchen. Aus Mitleid stoßt mich nicht zurück!“

Der Mönch sah ihn verwundert an. Die ganze Haltung dieses zarten Knaben verrieth die ungewöhnlichste Gemüthsbewegung und seine Augen schwammen in Thränen.

„Mein Sohn,“ sagte leise der Greis, „Ihr müßt also den, der meiner Sorge anvertraut ist, genauer kennen, da Ihr so dringend um die Erlaubniß bittet, bei ihm bleiben zu dürfen?“

„Ich kenne ihn,“ murmelte der Page, „und würde mein Leben geben, das seinige zu retten.“

Pater Nicolas bot ihm einen Schemel, der ihm zu seinem Gebrauch herbeigeschafft worden, und bat ihn leise sich zu beruhigen; so wie indessen der Page einen Blick auf Geralds bleiche Züge geworfen, so schien er vom heftigsten Schmerz ergriffen, denn er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und konnte seine Seufzer nicht unterdrücken.

Unterdessen hatten die süßen, zu Herzen dringenden Laute, die sich neben ihm hören ließen,

den Minnesänger in eine gewisse Verzückung versetzt. Zwar verhinderte ihn seine Wunde, irgend eine Bewegung machen zu können, um den Angekommenen selbst zu sehen, doch fragte er mit offner Freude:

„Wer ist da? Wer hat so eben gesprochen? Schien es mir doch, als hörte ich eine eben so süße, reine Stimme, als der Gesang der heiligen Minstrels im Paradiese sein muß."

„Beruhigt Euch, mein Sohn, beruhigt Euch," sagte der Mönch gütevoll, indem er näher trat, „und seid Ihr endlich wieder zur Besinnung gekommen, so benutzet diesen hellen Augenblick, Eure Gedanken zu Gott, der Quelle aller Barmherzigkeit zu erheben."

Gerald schwieg noch einen Augenblick, als hätte er erst seine Erinnerungen sammeln wollen, dann wiederholte er langsam:

„Gott! ich habe mein Lebelang an ihn gedacht; den Gedanken an ihn habe ich mit all' meinen Träumen von Glück und Ruhm verknüpft .... warum spricht aber dieser Mönch in diesem Augenblick vor Allem von Gott und seiner Barmherzigkeit? Was ist vorgefallen? Wo bin

ich? . . . . Ach! ja,“ fuhr er lebhafter fort, „nun erinnere ich mich . . . . Diese Schlacht, dies Geschrei, dieser Lärm der Streitärte und der Schwerter . . . . dieser stechende Schmerz . . . . dieser edle Held, der mir sein Leben dankt . . . . all’ das ist ja wirklich wahr, und ich, ich liege auf meinem Sterbelager!“

Ein Lächeln der Resignation umspielte seine Lippen. Der Mönch war tief erschüttert.

„Mein Sohn,“ begann er aufs Neue im sanftesten Ton: „Niemand weiß, wie nah der Tod ihm ist, weshalb man immer auf ihn gefaßt sein muß . . . . Seid Ihr mit dem Himmel und mit der Welt im Frieden?“

„Ich bin es, mein Vater, ich bin nie ein Mensch des Zornes und des Blutes gewesen, sondern brachte mein Leben wie ein Reisender zu unter dieser unglückseligen Generation, die nur von Wirrwarr, Hader und Gewaltthat lebt . . . . weshalb sie mich denn auch verkannt und mich, die Verachtung auf den Lippen, ausgestoßen hat! In dieser traurigen Epoche hätte ich nicht zur Welt kommen sollen, auch verlasse ich sie gern und freudig.“

Das Schluchzen des jungen Pagen wurde so laut, daß es Geralds Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Wo ist dieser Freund, der um mich weint?“ fragte er mit der Hand umhergreifend; „sei er gesegnet für die Theilnahme, die er einem armen Erdenwaller, wie ich bin, schenkt, den keine Verwandten, keine Freunde nachtrauern werden.“

Man ergriff seine umhertappende, schon erkaltende Hand und drückte brennende Küsse darauf. Gerald versuchte noch, denjenigen, der ihm so viel Theilnahme schenkte, zu erkennen, aber er konnte sich auf seinem Lager nicht umdrehen, und der neben ihm tief niedergebückte Page verbarg sein Gesicht sorgfältig.

„Mein Vater,“ hob Gerald nach einer neuen Pause an, „wohl fühle ich's, daß meine Augenblicke gezählt sind, und noch bleiben mir einige Pflichten auf dieser Erde zu erfüllen .... könnt Ihr mir aber vor Allem sagen: ob der herrliche Bertrand Duguesclin gesund und munter ist?“

„Er ist's, mein Sohn, und dankt dies Eurer Großmuth. Auch ist er es, der mir aufge=

tragen, über Euch wie über sein eignes Kind zu wachen. Er ist in der Nähe und trotz der wichtigen Angelegenheiten, die ihn eben beschäftigen, läßt er sich alle Augenblicke nach seinem Lebensretter erkundigen!“

„Der Himmel lohne es ihm,“ murmelte der Minnesänger mit Selbstgefühl; „nun, mein Vater, könntet Ihr ihn nicht bitten, hierher zu kommen, um durch seine Gegenwart einen meiner letzten Augenblicke zu versüßen? Ich hätte ihm in Hinsicht auf die mir theuersten Personen dringende Anempfehlungen zu machen.“

„Eure Wünsche sind mir heilig, mein Sohn,“ erwiderte der Mönch zögernd, „nur fürchte ich, wenn ich Euch allein lasse . . . .“

„Weilt denn nicht dieser Freund bei mir, dessen Stimme so süß, dessen Herz zärtlich und theilnehmend ist?“

„Nun, mein Sohn,“ sagte der Mönch mit sanfter Nachgiebigkeit, „ich füge mich Deinen Wünschen.“

Damit erhob er sich, gab dem Unbekannten leise einige Anweisungen, die kaum verstanden

wurden, und ging, die beiden jungen Leute in diesem Asyl des Todes allein zurücklassend.

Gerald und der unbekannte Page beobachteten Beide ein tiefes Schweigen. Der Minnesänger schien in eine Art von Erschöpfung versunken zu sein, und die Zeichen, welche die Vorläufer eines nahen Endes sind, deuteten sich schon in seinen Zügen an. Stumm und niedergeschlagen schien er auf den fernen Tumult der Belagerer wie auf ein letztes Geräusch dieser bösen Welt, die er verlassen sollte, zu horchen.

Einem mächtigeren Zuge, als der eigene Wille ist, aus voller Seele nachgebend, warf der Page in diesem feierlichen Augenblick sein Baret weit von sich, worauf eine Fülle schwarzer Locken seine Stirn umfloß, und so warf er sich vor Gerald auf die Knie und rief mit herzzerreißendem Accent aus:

„Gerald, Gerald, könnt Ihr mir alles Unrecht, das ich Euch gethan, verzeihen?“

Trotz seiner Schwäche stieß der Verwundete einen durchdringenden Schrei aus und bewegte sich unruhig auf seinem Lager. In diesen reinen,

anmuthigen Zügen, die sich über ihn beugten, hatte er Valeria von Lastours erkannt.

„Edles Fräulein, Ihr seid es?“ rief er plötzlich aus seiner Erstarrung auffahrend aus. „Ist's Gott, der Euch mir in meiner letzten Stunde sendet, damit meine Seele, trunken von Wonne und Seligkeit, sich auf zum Himmel schwinge?“

„Ich bin's, mein lieber Gerald, es ist die unglückselige Valeria, die gekommen Euch um Verzeihung zu bitten, daß sie Euch also verkannt, daß sie Bitterkeit in Eure Seele geträufelt und Eure aufopfernde Hingebung so weit gereizt hat, Euch selbst bis zum Tode zu führen.“

„Ihr! mich um Verzeihung bitten?“ rief Gerald aus, indem er sich mit großer Anstrengung aufrichtete und das junge Mädchen voll tiefer Bewunderung anschauete. „Mich um Verzeihung bitten, wenn Ihr es seid, der ich die süßesten Augenblicke meines irdischen Daseins verdanke? Vom Verzeihen sprechen, wenn das Glück Euch aus der Ferne und im Stillen zu bewundern, das einzige gewesen wäre, das ferner mich an dies Leben, das ich nun verlasse, knüpfen konnte . . . . Höre mich, schöne und stolze Va-

leria," fuhr er fort, seinen Glutblick auf das schwarze Auge des jungen Mädchens heftend, „Du warst ein junger Adler, der in seinem Horst auf des Felsens Gipfel nur von Blut und Würgen ernährt worden; während ich ein kleiner Waldvogel, unter dem Laub eines Hagedornbusches geboren war; Du liebtest die hohen Regionen des Himmels, den Krieg und die Schlachten, und ich, verloren in der Unermeßlichkeit der Wälder, lebte im Gezweig der Bäume und im Gesange! Konnte ich hoffen, daß Du auf Deinem majestätischen Fluge den Blick auf mich herablassen würdest?"

„Gerald! mein edler Gerald!" rief Valeria mit derselben fieberhaften Begeisterung aus, „ist Dir nie eingefallen, daß des Adlers Tochter ihren Flug zur Erde niederschwingen und sich der friedlichen Nachtigall nähern könnte? Höre, Du hast ganz richtig geurtheilt; allerdings war ich unter Scenen der Gewalt und des Schreckens auferzogen und noch gestern sah ich im Manne nichts als die Kraft, die Treue und die Tapferkeit, und bildete mir nicht ein, daß es noch andere Dinge in ihm zu bewundern und zu lieben

gäbe. Wer in der wilden und wüthigen Welt, die uns umtos't, hätte mir die milderen und zärtlicheren Eigenschaften der Seele entdeckt? Du allein, Gerald, hast mich Poesie und edle Aufopferung kennen gelehrt, und seit dies neue Licht in meiner Seele aufgegangen, hat sich Alles um mich verwandelt . . . . Gestern, als ich hochmüthigen Herzens, die Beleidigung auf den Lippen, zu Dir kam und das Opfer Deines Lebens forderte, eine ganze, vollendete Aufopferung, da warst Du augenblicklich bereit, ohne Zögern, ohne Bedingung bereit. Ich glaubte Dich todt, ich bewunderte und beweinte Dich . . . erst diesen Morgen erfuhr ich, daß Du den ungeheuersten Gefahren entkommen, aber nur um noch größeren, noch furchtbareren zu trotzen, denen Du denn auch erlegen bist! Und jetzt, Gerald, ist's nicht bloß Bewunderung, die ich für Dich fühle, es ist, o zweifle nicht daran, es ist Liebe!"

Hätte der Himmel sich geöffnet, um die verblendeten Augen des frommen Minnesängers, den Thron des Allmächtigen, umgeben von strahlenden Erzengeln mit goldenen Leiern, erschauen zu

lassen, so wäre seine Seele nicht in einen solchen Ocean von Wonne getaucht worden, als der war, womit dies unerwartete, plötzliche Geständniß ihn überschüttete. Ein Heiligenschein des Glücks und der Seligkeit wob sich strahlend um sein schönes, bleiches Gesicht.

„Wiederhole mir, daß Du mich liebst!“ rief er mit vibrirender Stimme aus, die nichts mehr von krankhafter Schwäche hatte; „aber Du täuschest Dich selbst oder willst mich täuschen, um meine letzten Augenblicke zu versüßen!“

„Ich liebe Dich! Ich liebe Dich“ rief sie mit hingebender Glut aus; „ich kann Dich nicht täuschen wollen, da Du leben wirst, um daß ich Dir's noch unzählige Male wiederhole.“

Gerald vermochte nicht zu sprechen, die Gemüthsbewegung drohte ihn zu ersticken; endlich glänzte eine kristallene Thräne an seinen langen Augenwimpern.

„Dank, edle Valeria,“ murmelte er, „Dank für Eure süßen Worte, die meinem Herzen einen Vorschmack der Himmelsseligkeiten geben; wie aber könnte ich noch an Eure edle Lüge glauben, da ich weiß, daß Ihr Euer Herz einem

besseren, edleren, tapferern jungen Manne geschenkt, einem Mann, der in Euren Augen den Typus der Kraft, des Muthes und des Adels, der der Traum Eures Lebens ist, zur Wahrheit gemacht?“

„Wie Du, Gerald, habe auch ich das geglaubt, und vielleicht wenn der, auf den Du hindeutest, in meinem Herzen keinen Vergleich zu bestehen gehabt hätte, würde es mir nicht eingefallen sein, von ihm Eigenschaften zu fordern, die ich hoch über alle menschliche Vollkommenheit hinaus glaubte; endlich jedoch sehe ich ein, daß all' die prahlerischen Tugenden unseres traurigen Zeitalters nur aus Eitelkeit und Egoismus bestehen! Giebts einen einzigen unter diesen edlen, berühmten Rittern, der, wie Du, eine Aufopferung angenommen, die vor der Welt keine Parade machte, und für sein Geschlecht verloren ging? Ich gestehe, Gerald, daß dieser tapfre, junge Edelmann bis jetzt für mich das reinste, vollkommenste Gepräge des Verdienstes unserer barbarischen Epoche gewesen; er zeigte sich großmüthig gegen mich, als er mich den Händen seiner Banditen entriß; er hatte mich geliebt, als

er mich unglücklich und verfolgt sah; um sich mir einen Augenblick zu nähern, hatte er den Pfeilen der Burg und Montbrun's Zorn getrotzt. Das Alles sah ich und liebte ihn; zwar that er, was auch Andre an seiner Stelle gethan hätten, indessen genügte es, ihn zu lieben. Heute aber, Gerald, sehe ich in ihm nichts, was sich über das Gewöhnliche erhebt; auch bedarf er gewiß nur der Aufregung, des Tumults, des Geräusches der Schlachten, des befriedigten Stolzes, um mein Abwenden von ihm zu vergessen. Alle Dienste, die er eben der Sache des großen Helden, dem auch wir ergeben sind, geleistet, hat er sich gewiß schon durch Ansehn und Lob bezahlen lassen. Wohl mag er mich geliebt haben, doch nicht so wie seinen Ruhm, und in diesem Augenblick belagert er wider meinen Befehl, wider mein Flehen, die Burg meines Vormundes, um vor diesen stolzen Fremden mit seiner Tapferkeit zu prahlen . . . . statt dessen bin ich für Dich, mein edler Gerald, — Alles, bin Dein Ruhm, Deine Größe, Deine Seele und Dein Leben . . . und darum liebe ich Dich."

Mit glutvollen Augen, mit halbgeöffneten

Lippen sog Gerald diese Worte voll unaussprechlicher Seligkeit ein. Plötzlich aber veränderten sich seine Züge und mit abgebrochener Stimme, mit den Händen abwehrend, sagte er:

„Schweig, Valeria . . . . füge nichts hinzu zu diesen geheiligten Worten! denn sonst würde die Lebenslust in mir erwachen und ich fühle, daß ich sterben muß.“

„Nein, nein, Du wirst nicht sterben, mein Freund, mein Gatte!“ rief das junge Mädchen aus, indem sie seine Hände ergriff und sie wie wahnsinnig an ihre Lippen drückte, „Du darfst nicht, Du sollst nicht sterben . . . . Höre doch: ein Priester vereint uns, dann bin ich die Deinige, die Gefährtin Deines Lebens; die Hindernisse, die Du aufstellst, existiren gar nicht. Du glaubtest mich dazu bestimmt, reich, mächtig, beneidet zu sein; Du warst im Irrthum, wie ich selbst, wie Jedermann. Dies herrliche Erbe, worauf ich Anspruch machte, gehört nicht mir, sondern meinem edlen Vetter Wilhelm von Lastours, den man für todt gehalten, der aber, dessen bin ich gewiß, noch am Leben ist. Was mich betrifft, so besitze ich nur einige unveräußerliche

Feudalrevenüen aus meiner Mutter Familie her; das ist wenig, wird aber für uns Beide genügen. Damit ziehen wir uns in irgend einen einsamen Ort zurück, wo unsre Dunkelheit und Armuth keine Aufmerksamkeit erregt, da leben wir für Einander im friedlich ungestörten Glück. Oder, ziehst Du das Wanderleben noch vor, liebst Du noch diese betrachtende Existenz voll immer wechselnder, neuer Eindrücke, dann folge ich Dir auch überall hin, mein theurer Minstrel, und theile Deine Freuden und Deine Leiden. Wir wollen uns ganz dem Ziele widmen, in allen Schlössern, in allen Flecken Aquitaniens diesen jungen Baron von Lastours aufzusuchen, der seit so langer Zeit verschwunden und der gewiß gleich uns, einen großen Theil am Unglück unserer Zeit haben wird. Entdecken wir ihn, so lassen wir ihm sein Erbe, seinen schönen Namen und seine reichen Domänen zurückgeben und bitten ihn dagegen um eine bescheidene Zuflucht auf seinem Boden, der das väterliche Erbtheil seiner und meiner Vorfahren ist .... Lächle doch, mein edler Gerald, lächle dieser Zukunft voll Frieden, voll Glück, voll Liebe entgegen!"

Dieser naive Erguß des Glaubens und der Hoffnung, der Valeriens Herzen entströmte, ging wirklich in das des Minnesängers über. Seine Züge belebten sich wieder und seine Augen leuchteten im ungewöhnlichen Glanze.

„Ja, ja, Du hast Recht, meine schöne und edle Gefährtin," rief er aus, „die Zukunft gehört uns noch! Kann man sterben, wenn man so glücklich ist? Freude und Glück wird meine Wunde besser als alle, noch so wirksamen Tränke heilen! Fort mit aller irdischen Medizin! Gott sandte mir einen Engel, den Balsam der Hoffnung in meine Wunde zu träufeln! Valeria, aus Deinem Blick, aus Deinem Lächeln, aus Deiner Liebe, schöpfe ich neue Lebenskraft. Wie Keuschheit und Schönheit eine Glorie um Dich webt, so umstrahlt Dich auch das Leben! . . . . Ja, noch lange Jahre werde ich leben, um der glückselige Gatte meiner geliebten Valeria von Lastours zu sein!" —

Ein leises Geräusch ließ sich am Zelteingang hören.

„Beim heiligen Yves! sind wir an Ort und Stelle?" rief Duguesclin's männliche Stimme

aus. „Was hat mir denn der alte fromme Mönch vorgesungen? Ich komme, einer Verlobung beizuwohnen und glaubte . . .“

Ohne Zweifel gewahrte der bretannische Held einige schlimme Zeichen, die ihm seinen heitern Gedanken nicht auszusprechen erlaubten. In der That war Gerald, erschöpft von Gemüthsbewegung und erkünstelter Kraft, die er ein paar Momente hindurch gezeigt, nun wieder auf sein Lager bleich und fast leblos zurückgesunken. Valeria stieß einen Schrei des Schreckens aus.

„Mein Gott!“ rief sie mit gen Himmel erhobenem Blick aus, „all' diese Pläne, diese Wünsche, diese Hoffnungen, sind sie denn nichts als die Träume zweier, armer Wahnwitzigen!“

In diesem Augenblick trat auch der Mönch, der Duguesclin auf dem Fuße gefolgt, in's Zelt. Seine erste Bewegung war, an das Lager des Leidenden zu treten und diesen aufmerksam zu beobachten.

„Der arme, junge Edelmann muß eben erst eine heftige Gemüthsbewegung gehabt haben,“ sagte er kopfschüttelnd; „man muß ihn ruhig

sein lassen, will man sein Uebel nicht noch verschlimmern."

„So ist ihm denn Alles schädlich, selbst meine Liebe!" murmelte Valeria, „während sie sich auf den Schemel warf und ihre Stirn auf ihr Knie stützte."

Für einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen im Zelt. Der gute, alte Mönch bewegte sich um Gerald herum und suchte ihm einige Tropfen des Labetrankes beizubringen, der schon ein Mal so günstig auf ihn gewirkt. Valeria blieb in Schmerz versunken. Im halbdunkeln Hintergrund unterschied man ihre schlanke, edle, in tiefem Schmerz zusammengebeugte Gestalt, die sich in ihr langes, schwarzes Haar, wie in einen Trauerschleier einhüllte. Dicht am Eingang des Zeltes zeichnete sich Bertrand Duguesclin's kühnes Profil. Wie wir schon gesagt, war er in voller Rüstung und der Federbusch auf seinem Helmknopf ragte bis zum Blätterwerk des Gezweiges der Bäume. Regungslos stand er da, beide Hände auf sein ungeheures Schwert gestützt, dessen Griff ein Kreuz bildete. Sein braunes, hartes Gesicht, umrahmt vom

stählernen Visir, trug das Gepräge dumpfen Schmerzes. In der Ferne wuchs das Schlachtgetöse, und wenn es auch nur gedämpft bis zu den handelnden Personen dieser düstern Scene drang, so konnte man doch das Getöse der Kämpfenden, das Gekrach des Sturmbocks vernehmen, der in ungleichen Zwischenräumen auf die Vorwacht, oder Barbakane stieß.

Endlich trat Duguesclin zu dem jungen Mädchen und, seine rauhe Stimme möglichst mildernd, sagte er zu ihr:

„Fräulein, ich hätte nicht erwartet, eine so edle Pflegerin bei dem armen Gerald zu finden. Wie nur habt Ihr aus der so wohl bewachten Burg entkommen und wie habt Ihr Eure Verwandten verlassen können, gegen die Ihr noch heute Morgen die gerührteste Dankbarkeit ausdrücktet?“

„Beschuldigt mich nicht, gnädiger Herr, „erwiderte Valeria, mühsam den Kopf aufrichtend. „Weiß ich selbst, wie ich zu diesem Trauerort gekommen? Ein mächtigerer Impuls als mein Wille trieb mich unaufhaltsam aus der Burg . . . Heute Morgen, nach des Barons Abreise, blieb die

Brücke unaufgezogen und die Söldner hatten in ihrer gewöhnlichen Wachsamkeit etwas nachgelassen; da warf ich mich in dies Kostüm und gewann es vermöge dringender Bitten von den Wächtern der Barbakane, daß sie mir die Barrieren öffneten. Sollte ich Euch sagen, was und wohin ich wollte, so wüßte ich es nicht; nur daß eine ungewöhnliche Unruhe, ein unwiderstehliches Bedürfniß nach freier Bewegung, eine geheime Angst mir irgend ein großes Unglück verkündete .... Anfangs irrte ich im Walde in der Nähe des Lagers der Wegelagerer umher, um Nachrichten einzuziehen, um die ich jeden, dem ich begegnete, zu befragen wagte; aber erst seit Eurer Ankunft hier, erfuhr ich den Ausgang des Kampfes im Falkenthal. Da ward es mir klar, was meine Seele so trübe bewegt, was mein Herz so schwer gedrückt!“

Dem guten Ritter mochte die begeisterte und leidenschaftliche Sprache des jungen Mädchens vielleicht nicht so ganz einleuchten, bevor er sie aber mehr ausforschen konnte, begann Gerald, der wieder zur Besinnung gekommen, mit schwacher, klagender Stimme:

„Hat der tapfre Duguesclin es also nich verschmähet, die Bitte eines einfachen Minnesängers zu erfüllen? Sei Gott gesegnet, der es zugelassen, daß ich die Thränen eines geliebten Weibes und das Bedauern eines so berühmten, so großen Freundes an meinem Sterbebette sehe!“

Bertrand trat an sein Lager.

„Guter Montagu,“ sagte er düstern Tones „ich hoffe, daß Du uns noch nicht so bald verlassen wirst; aber Du hast meine Gegenwart gewünscht, was begehrst Du von mir? Bei dem Gekreuzigten und Auferstandenen,“ fuhr er fort, seine nervigte Hand feierlich zum Schwur emporhebend: „ich verpflichte mich hoch und theuer, Deinen Wunsch zu erfüllen, sollte ich deshalb auch mein armes Leben daran wagen! Hast Du arme Verwandte, so will ich sie reich machen; hast Du eine Beleidigung erlitten, so will ich Dich blutig rächen. Fürchtest Du für die Ruhe Deiner Seele, so will ich Dir eine Kapelle bauen lassen, einen Mönch darin einsetzen, der jeden Tag seines Lebens für Dein Heil im ewigen Jenseit beten soll. Sprich also; es giebt Weniges in diesem Königreiche, das ich Dir nicht verschaf-

fen könnte, um Dir meine Anerkennung Deines heldenmüthigen Opfers zu beweisen!“

„Edler Held und Ritter,“ erwiderte Gerald sanft, „ich kannte nie andre Verwandte, als den alten Krieger, der mich erzogen und der mir ins Grab vorangegangen; ich habe Niemand beleidigt und vergebe von Herzen allen Denen, die mich betrübt haben. Was meine Seele betrifft, so empfehle ich sie demüthig Gottes Barmherzigkeit, auf die ich rechne .... von Allem, was Ihr mir anbietet, nehme ich nur an, daß Ihr Euch zuweilen des armen Gerald's erinnern möget und Euren Schutz für dies junge Mädchen, die, ohne Stütze, vielleicht mächtigen Feinden Preis gegeben sein wird!“

„Ich werde über sie wachen, das habe ich geschworen,“ rief Duguesclin bewegt aus, „und was Dich betrifft, Du edler, junger Mann, so stehe der heilige Yves mir bei! Schöne Worte weiß ich nicht zu machen, so lange jedoch Bertrand leben wird, siehst Du, da wird es auch einen Platz für Dich in seinem Herzen geben, und bei unserer lieben Frau ....“

Die Stimme versagte ihm, er stampfte mit

seinem gespornten Fuß auf den Boden. Der Schmerz hatte diese stolze, kräftige Organisation überwältigt: Duguesclin weinte.

Beim Anblick dieser Thränen eines Helden fielen Valerien die Schuppen von den Augen. Ihr Wahn von Glück zerriß, sie heftete ihre großen, schwarzen Augen auf Duguesclin und murmelte in einer Art von Wahnwitz:

„Ihr glaubt, daß er sterben wird? Nein, nein, ich will nicht, daß er sterbe!“

Duguesclin antwortete nicht; unbeweglich, mit zu Boden niedergeschlagenem Blick blieb er stumm und verlegen stehen.

Mitten in dieser ergreifenden Scene erhob sich am Eingang des Zeltes ein Geräusch von Stimmen, das jenes ferne Getöse der Belagerer überbot. Man stritt, man bedrohte sich, und dieser laute Zank bildete den grausamsten Gegensatz zu der feierlichen Stille, die um Geralds Lager herrschte.

„Donnerwetter! Ihr Gemeinen und Bettler,“ schrie eine unverschämte Stimme, die man an ihrem Dialect für die des Klein-Baske erkannte, „wollt Ihr mich gleich durchlassen? Bei meinem

Dolch! seht Ihr denn nicht, daß ich einen Verwundeten trage? Da Euer verehrlicher Pater Wundarzt ist, ist's da nicht seine Pflicht, Jedermann seine Sorgfalt zu schenken?“

Man wollte ihn zurückhalten, aber vergebens; Klein-Baske erschien plötzlich im Zelt, einen seiner Kameraden, der, wie er selbst, die Rüstung der Wegelagerer trug, auf seinen Schultern schleppend. Er trat entschlossen ein, und ehe die, in die trübsten Betrachtungen versunkenen Anwesenden ihn abwehren konnten, legte er seine Menschenlast neben Geralds Lager nieder. Es war der „Prediger“, bleich, barhauptes und an der Schulter verwundet.

Als Duguesclin diese unverschämte Handlung sah, ging er rasch vom Schmerz zum Zorn über.

„Elender Galgenstrick,“ fragte er die Zähne knirschend, „was willst Du hier? Augenblicklich wieder fort mit sammt diesem todten Hund, oder . . . .“

„Bei aller Ehrfurcht, die ich Euch schulde, Feldherr,“ erwiderte Klein-Baske eben so impertinent, indem er sich mit seinem groben Kittel seine von Schweiß triefende Stirn trocknete:

„was Ihr da seht, ist kein todter Hund, sondern ein noch lebendiger Christ, und was das betrifft, ihn wieder fortzuschleppen, Donnerwetter! so ist das leichter gesagt als gethan. Ich bin wie zermalmt davon, ihn bis in diese Baracke gebracht zu haben. Ausserdem liegt es meinem Kameraden und mir ganz besonders daran, dieses guten Paters Meinung einzuholen über das tiefe Loch, welches dieser satanische Pfeil in das Bruststück meines Freundes gebohrt.“

„Elender Ungläubiger, machst Du Dich nicht augenblicklich davon . . . .“

„Gnädiger Herr,“ unterbrach ihn Gerald flehenden Tones, „vergeßt Ihr, daß vor dem Leid und vor dem Tode alle Menschen gleich sind? Dieser Unglückliche ist verwundet wie ich, und wie ich hat er ein Recht auf die Hilfe der Kunst und der Barmherzigkeit.“

Vater Nicolas machte sich sogleich an seine Pflicht, Godefrois Wunde zu untersuchen; von Blutverlust erschöpft, konnte Letzterer kaum einige Seufzer hören lassen.

„Nun, sei es,“ erwiderte Duguesclin. „Dann

aber soll dieser andere Schufft uns wenigstens von seiner Gegenwart befreien."

„Noch nicht, noch nicht, wenn Ihr erlauben wollt," sagte der Gascogner mit seiner gewöhnlichen Frechheit, indem er das Bruststück der Rüstung seines Gefährten losschnallte; „Ihr müßt wissen, Messire, daß mein Freund Prediger schon gestern seinen Tod geahndet und mich zum Erben gewisser Pergamente und einer Goldbörse, was beides er unter der Rüstung trägt, eingesetzt hat; um die Pergamente schere ich mich nicht viel, mit der Goldbörse aber ist es etwas Anderes! Eben noch, als ich ihn von diesem guten, fast eine Elle langen Pfeil durchbohrt sah, sagte ich zu ihm: „Freund Prediger, Du hattest gestern wirklich Recht, Dich „fay" zu glauben, Du wirst Deinen Verdiensten nach zu Gott, oder zum Teufel gehen. Erinnere Dich, daß ich Dein Erbe bin und laß mich machen." Nun wollt' ich ihm dies Erbtheil wegnehmen; doch, so verwundet und blutend er auch war, gebehrdete er sich gleich einem Besessenen. Er schnarrte da so etwas von Priester und Wundarzt, als habe er noch Hoffnung, sei's nun für die Heilung seines

Körpers oder seiner Seele, woran ich aber zweifle, da diese so schwer beladen, wie sein Körper schwer verwundet ist. Auf dem Schlachtfelde wollte ich ihn nicht liegen lassen, da der erste beste Herumstreifer nicht verfehlt haben würde, ihn, während ich zum Kampf zurückkehrte, rein auszuplündern; da ergriff ich denn meinen Theil und trug meinen armen Kameraden hierher, damit dieser würdige Mönch, der Seelen- und Körperarzt zugleich ist, genau nachsehe, was noch zu thun sei .... Nun, ehrwürdiger Vater, was sagt Ihr zu dieser Wunde?"

Während dieses, mit großer Zungengeläufigkeit ausgekramten Berichtes hatte er das Bruststück von Godefroi's Rüstung abgelöst und die Wunde entblößt, mit deren Untersuchung der Pater Nicolas nicht lange zu thun hatte, sondern mit gen Himmel gehobenen Augen und traurigen Tones sagte:

„Mein Sohn, Euer Kamerad bedarf nur noch des Gebetes."

Klein-Baske empfing diesen Endausspruch höchst philosophisch.

„Nun, hab ich's Dir doch gesagt?" hob er wieder an, sich zu dem Sterbenden kehrend. „Nicht

ohne Grund hieltest Du Dich für „fay“, und ich wußte das wohl. Willst Du jetzt, zum Donnerwetter! noch ferner Schwierigkeiten machen, mich mein Eigenthum nehmen zu lassen? Seh' Einer den bösen Kamerad; am Ende möchte er lieber, daß dies in die Hände irgend eines Packknechts der Compagnie ginge, statt in meine, obgleich ich ihn so sehr lieb gehabt. Während dieser Worte steckte er die Hand unter den fleischfarbenen Wamms des „Predigers“ und zog mit triumphirender Miene ein in Leder eingewickeltes Paquet und eine ziemlich schwere Börse hervor. Als der Flamänder sich also seines Schatzes beraubt fühlte, schien er seiner Sprache wieder mächtig zu werden und stotterte sich krampfhaft rührend:

„Klein-Baske, vergiß wenigstens die Abtei von Châlard . . . und den Hauptmann Sturm nicht . . .“

„Donnerwetter! stirb ruhig, Kamerad!“

„Die Abtei von Châlard!“ wiederholte Valerie bebend.

„Hauptmann Sturm!“ fügte Gerald mit großer Gemüthsbewegung hinzu.

Der Prediger richtete sich langsam auf seinen Ellenbogen auf. Klein-Basque hatte das Pack Pergamente vor die Füße geworfen und bemächtigte sich der Börse.

„Hat Jemand von Euch," fragte der Flamänder mit seiner gewöhnlichen Langsamkeit, „von der Plünderung der Abtei von Châlard gehört, von wo ein Hauptmann der weißen Compagnie, den wir „Hauptmann Sturm" nannten, ein Kind entführte?"

„Die Abtei von Châlard," rief Valeria aus, „ist dasselbe Kloster, wohin mein junger Vetter, Wilhelm von Lastours, gebracht und dort verborgen wurde, von dort aus aber seit sechzehn Jahren verschwunden ist."

„Der Hauptmann Sturm," fügte Gerald lebhaft hinzu, „war kein Anderer als Gauthier von Montagu, mein braver, edler Vater! Wie man sagte, gaben die Soldaten ihm diesen Beinamen wegen seiner Hitze in den Schlachten. Ach! Ich habe ihn sehr verwandelt gesehn!"

Diesem Geständniß folgte eine tiefe Stille. Aller Herzen klopften hoch.

„Messire," nahm Godefroi wieder das Wort

und zwar in großer Gemüthsbewegung, „sammelt einmal Eure Erinnerungen. Hatte der Hauptmann Sturm, Euer Vater, noch andre Kinder? Habt Ihr Eure Mutter gekannt? Könnten Eure Erinnerungen wohl zu Eurer frühesten Jugend hinaufsteigen?“

„Meine Mutter habe ich nie gekannt,“ erwiderte Gerald mit trüber Stimme; „man hat mir gesagt, daß sie kurze Zeit nach meiner Geburt gestorben sei; ich habe weder Brüder noch Schwestern, noch irgend einen andern Verwandten gehabt, als diesen alten Krieger, der mich wie seinen Sohn liebte. Mehrmals wollte ich ihn über meine Familie ausfragen, doch gab er mir stets in barscher und ausweichender Art zurück: daß er meine einzige Stütze, wie ich sein einziges Glück auf Erden sei, weshalb ich denn auch gar nicht mehr wagte, auf diesen Gegenstand wieder zurückzukommen . . . . Was meine Erinnerungen betrifft, so scheint es mir manchmal, als hätte ich irgend ein furchtbares Drama geträumt oder wohl gar in frühester Kindheit ihm wirklich beigewohnt . . . .“

„Wartet,“ rief Godefroi aus, indem er sich

durch Anstrengung seines Willens und seines Muthes emporraffte und, blutig wie er war, sich vor Gerald hinstellte: gab's in diesem Traum, von dem Ihr sprecht, nicht ein, mit vergoldetem Leder austapezirtes Zimmer, eine auf dem Boden hingestreckte, todte Frau, fürchterliches Geschrei, Waffengeklirr, wie das, welches Ihr eben jetzt hört, und einen ganz in Stahl gekleideten Mann, wie ich es bin? Dieser Mann nahm Euch in seine Arme, Euch, ein kleines Knäbchen, und lächelte Euch an, wie ich jetzt . . . .“

Damit grimassirte dies wilde Gesicht mühsam ein Lächeln. Gerald wendete unwillkührlich den Kopf ab; nach einer Pause aber sagte er:

„Dieser Fremde, dieser Krieger führt furchtbare Bilder, die ich für die Wirkung meiner aufgeregten Einbildungskraft hielt, vor meine Seele zurück . . . Ja, ich habe dies fürchterliche Lächeln schon anders wo, und habe auch jene todte Frau gesehn; ich habe dies Wuthgeschrei gehört . . . wo und wann, das weiß ich nicht!“

Gerald hält einen Augenblick an, sein Gesicht zeigt den Ausdruck tiefen Nachdenkens.

„Ja,“ fuhr er langsam fort, „es scheint mir,

als rückten die fernsten Zeiten meines Lebens in meiner letzten Stunde wieder näher . . . . nach jener lärmvollen Scene wurde ich in den Armen eines kräftigen Mannes fortgetragen, dann fühlte ich den Galopp eines feurigen Rosses . . . später befand ich mich ganz allein bei einer guten, alten Frau, die in einem einfachen Häuschen, das jedoch in einem herrlichen Lande gelegen, meine Kindheit pflegte; später sah ich den Hauptmann von Montagu, meinen Vater, wieder, reis'te mit ihm in der Art, daß ich hinter ihm auf dem Pferde saß, und also kamen wir in ein neues Land, das war in Gascognien, unweit Toulouse. Dort lebte ich mit dem trefflichen Alten, den ich als meinen Vater betrachtete, in Dunkelheit und Armuth."

„Ihr waret nicht sein Sohn," sagte Godefroi rauh, „nie kannte man Weib oder Kind des Hauptmanns Sturm oder des Herrn von Montagu, da dies sein wahrer Name gewesen. Wahrscheinlich hat er aus Furcht, dann weniger von Euch geliebt zu werden, sein Geheimniß gar nicht eingestehn wollen; denn, daß er Euch geliebt, dessen bin ich gewiß! Wir armen Soldaten ohne Fami-

lie und ohne Freunde, wir sind nun einmal so, selbst ich, wie ich hier mit Euch rede, ich, den man als einen herzlosen Wolf betrachtet, auch ich würde Euch geliebt haben; denn Ihr waret doch gar zu niedlich und schön ... Was thut das aber jetzt? Junger Mann, damals gab man mir einen Auftrag an denjenigen, der Euch adoptirt, doch mein Haß und mein Neid gegen diesen hielten mich von der Ausführung dieses Auftrags ab. Ihr nun seid das Opfer davon geworden! All' mein Lebelang habe ich bereut, was ich gethan; werdet Ihr mir's verzeihen, jetzt, da ich dem Tode nahe bin?"

„Ich weiß nicht, welch' Leid Ihr mir zugefügt," sagte Gerald sanft, „doch verzeihe ich es von Herzen."

„Dank," murmelte Godefroi, rasch schwächer werdend, „nehmt diese Pergamente, sie gehören Euch ... Lebt wohl ... flucht meinem Gedächtnisse nicht."

Die Energie, die ihn bis jetzt aufrecht erhalten, verließ ihn plötzlich, er schwankte einen Moment und fiel dann todt zu den Füßen der Anwesenden hin.

Ohne sich von dieser düstern Episode schrecken zu lassen, griff Valeria, die diese Unterredung in athemloser Spannung zugehört, nach dem Paket Pergamente, riß diese aus ihrer Umhüllung, durchlief rasch die darin enthaltenen Urkunden; kniete darauf am Lager des Minnesängers nieder und rief mit hoher Begeisterung aus:

„Seid gesegnet, Wilhelm von Lastours, mein edler Verwandter, mein Herr und Vorgesetzter!“

„Wilhelm von Lastours!“ sprach Gerald nach, „ich bin Wilhelm von Latours?“

Duguesclin und der alte Mönch knieten frommer Weise neben Valeria hin.

„Das ist Gottes Wille, der sich hier offenbart,“ sagte der Mönch feierlich; „beugen wir uns vor seiner göttlichen Weisheit.“

„Es ist Gottes Finger!“ wiederholte Duguesclin.

Und Alle in ihrer naiven Frömmigkeit fingen zwischen einer Leiche und einem Sterbenden zu beten an.

„Donnerwetter!“ murmelte Klein-Baske bei Seite; „das heißt einmal sieben und dreißig Gold-

stücke rasch gewonnen! Alles kömmt mir zu Nutzen! Gott sei Deiner Seele gnädig, armer Kamerad, ich brauche nun nicht einmal nach Châlard zu gehn."

Neuntes Kapitel.

Während dieser Zeit bot die Umgebung von Montbrun einen imposanten und furchtbaren Anblick dar. War in jener Zeit der Krieg nicht so geräuschvoll als in unsern Tagen, so war er darum nicht minder blutig und nicht minder erbarmungslos; auch bewiesen schon zahlreiche Todte und Verwundete beider Partheien, wie kräftig der Angriff und wie eben so hartnäckig der Widerstand gewesen.

Die Belagerer bildeten vor der äußern Mauer des Grabens einen wahren Gürtel von Soldaten. Die Palissaden und Barrieren waren ausgerissen, oder mit Axthieben zerhauen worden und die, hinter aufgehäuften Steinen, oder schützenden Brettern cantonnirenden Bogenschützen schossen unaufhörlich auf Alles, was sich auf der Mauer

sehn ließ. Die Luft war gefurcht von Pfeilen, Bolzen, Steinen, die in allen Richtungen sich pfeifend kreuzten und von verschiedenen Kriegsmaschinen, deren Gebrauch seit der ausschließlichen Anwendung der Kanonen längst verloren gegangen, ausgeschleudert wurden. So hörte man auch in allen Richtungen das verschiedene Kriegsgeschrei der mitwirkenden Truppen: Montbrun, und daß Gott neutral bleibe! — Zur Lanze! Zur Lanze! — Der heilige Eloicius für den Abt! — Montjoie! Saint-Denis! Zuweilen aber wurden all' diese Kriegsrufe von dem fürchterlichsten beherrscht: Guesclin! Notre-Dame Guesclin! Das Geschmetter der Trompeten, das laute Geschnatter der Kämpfenden steigerte noch diesen betäubenden Lärm. Eine glänzende Sonne strahlte auf diese Scene des Würgens herab und warf ihre Glutpfeile auf die Rüstungen und Schilde.

Den militairischen Regeln damaliger Zeit nach, hatte die belagernde Armee sich in zwei Corps getheilt, damit der Angriff auf zwei verschiedenen Punkten zugleich Statt finde und die Belagerten gezwungen würden, ihre Kräfte zu theilen. Un-

ter den Befehlen von Bonne=Lance, dessen einfacher Lieutenant zu sein, sich Herr von Nexon freiwillig entschlossen, nahmen die Wegelagerer und Vasallen ihre Richtung nach der Hinter= oder heimlichen Pforte der Festung. Dieser, obgleich stark besetzte Punkt hatte des Hauptmanns besondre Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ohne es für werth zu erachten, sich eines kleinen, nahen Wachtpostens zu bemächtigen, worin man einige Soldaten und Bogenschützen gesteckt, die auf diesem isolirten Posten nicht viel schaden konnten, befahl Bonne=Lance seinen Leuten und den Vasallen, die man unter sein Commando gestellt, eine Menge Faschinen, Baumstämme und andere Materialien herbeizuschleppen. Man gehorchte trotz des Hagels von Geschossen, welche die Leute von Montbrun auf die Arbeiter zielten. Man ging in den nahen Wald, dort ganze Bäume zu fällen, die man durch Armeskraft bei den Zweigen heranschleppte und stürzte sie dann, untermischt von Steinen und Rasenstücken, in den Graben, um daraus eine Art von Damm zu bilden. Das Wasser schien an dieser Stelle am tiefsten zu sein, auch überhäuften die Belagerten

von der Höhe der Mauer herab, die Angreifer mit den plumpesten Spöttereien. Indessen hatte Bonne-Lance die Burg nicht unnütz so lange umschlichen, sondern wußte recht gut, daß gerade diese Stelle weniger tief als alle andre und die Mühe der Ausführung seines Planes hier minder groß, als an jeder andern Stelle sein würde; darum ermuthigte er seine Leute durch Worte und durch sein Beispiel. Herr von Nexon that dasselbe, und bald fing der Damm an, über die Oberfläche des Wassers hervorzutreten, worauf der ungeduldige Hauptmann schon den Augenblick berechnete, wo es möglich sein würde, eine Leiter gegen die stolzen Mauern von Montbrun zn richten.

Der Angriff auf das Hauptthor des Schlosses war nicht minder lebhaft; vor diesem befanden sich die französischen Herren Olivier Duguesclin, die beiden Mauny, Galeran, der Graf von Armagnac und die glänzende Schwadron Soldaten ihres Gefolges. Dieser Haufen, der sich durch strahlende Rüstungen, durch adliche Banner, prächtige Federbüsche und reiche Mäntel auszeichnete, that sich nicht minder durch ritterliche Glut und Kampflust

hervor. Dieses Häuflein hatte kühn den Haupteingang der Burg belagert, und nachdem es die Barrieren niedergehauen, suchte es das Thor der Barbacane zu stürmen und zwar vermittelst eines ungeheuren Balkens, den vierzig kräftige Arme in Bewegung setzten. Die Schläge dieses improvisirten Sturmbocks waren es, die man bis zu Gerald's Sterbelager dröhnen hörte. Schon krachte das Thor und die Ritter standen, das bloße Schwert in der Faust, alle bereit, sich in dies äußere Wachthaus zu stürzen, so wie seine Oeffnung erzwungen. Unterdessen aber ließen sie die Bogenschützen beider feindlichen Partheien ihre Pfeile und Wurfgeschosse über die Gräben hinüber und herüber kreuzen, wobei sie selbst sich nur nachlässig mit ihren Schilden bedeckten und so heiter und wohlgemuth mit einander plauderten, als säßen sie in voller Sicherheit unter ihren Zelten.

Gerade ihnen gegenüber, sah man hinter den Mauerzinnen den Baron von Montbrun gehen und kommen und seine Leute ermuntern, ihre Pflicht zu thun. Zuweilen zeigte er selbst den Pfeilträgern, welche ungeheure Steine auf die

Angreifer warfen, die Richtung, oder er zielte selbst einen Bolzen auf einen feindlichen Bogenschützen, der sich nicht sorgfältig genug hinter seiner Schanze verbarg. Mitunter stieß seine tönende Stimme seinen Kriegsruf aus, der dann sogleich von seinen Vasallen und Söldnern nachgeschrien wurde. Mehr als ein guter Schütze aus dem Feldlager der Verbündeten, hatte den Schloßherrn schon zum Ziel seiner Geschicklichkeit gewählt; aber die stärksten Pfeile stumpften gegen sein spanisches Kettenhemd und gegen seine mailändische Rüstung ab, und der stolze Ritter beachtete sie nicht mehr, als hätte es Erbsen auf seinen Panzer geregnet.

Indessen, so gute Haltung der Baron auch zeigte, so war er im Grunde des Herzens doch muthlos und selbst angstvoll. Er wußte gar wohl, daß seine Leute nur wider Willen kämpften, und daß, ginge die Schlacht auf freiem Felde vor, mehr als Einer zum Feinde überlaufen würde. Nur durch inständiges Bitten, durch Versprechungen und Drohungen, hatte er sie zum Widerstand gebracht, denn Viele wollten sich ohne Schwertstreich ergeben. Der Name Duguesclin

allein schon schlug sie mit Schrecken, und der Baron zweifelte auch gar nicht, daß, wenn dieser sich selbst in die Schlacht gemischt hätte, es ihm unmöglich gewesen wäre, seine Leute zum Widerstand zu reizen. Glücklicher Weise war der fürchterliche Bertrand noch gar nicht erschienen, und Montbrun hoffte, daß er nicht kommen und dadurch seine Angst und die Gefahren seiner Stellung vermehren würde.

Er benutzte den Moment, wo die Anstrengungen der Belagerer nachzulassen schienen, um von der Mauer herabzusteigen und etwas freier zu athmen. Er entfernte sich von derselben, nahm seinen Helm ab und sah sich im Ehrenhofe um. Mitten in diesem weiten Raum hatten die Mägde des Schlosses große Feuer angezündet, über welchen sie Kessel voll Oel, Pech und selbst Wasser kochend machten, dazu bestimmt, die Belagerer damit zu überschütten, wenn diesen das Stürmen der Mauern gelingen sollte. Mehrere, bei dieser Arbeit beschäftigte Weiber sahen zitternd und bebend die vom Feinde hineingeworfenen Pfeile und Bolzen um sich herum niederfallen, aber Donna Margaretha selbst stand un-

ter ihnen und trieb sie erbarmungslos zu Arbeit an. Die Schleppe ihrer Robe in den Gürtel gesteckt, einen Spieß in der Hand, ging und kam sie mit eben solchem Gleichmuth, als führe sie die Oberaufsicht bei den Anstalteu zu einem Gastmahl.

Der Baron näherte sich seiner kriegerischen Gemahlin.

„Nun, Dame," sagte er trüben Tones, „Ihr seht, daß ich gestern Recht hatte, für heute einen heißen Tag zu prophezeihen. Diesem heftigen Angriff kann ich nicht mehr lange widerstehen, wenn ich nicht bald Hilfe bekomme."

„Mein Herr und Gemahl! der gute Pater Gauthier, der diesen Morgen abgereist, kann in diesem Augenblick nicht mehr fern von Lastours sein und in einigen Stunden wird die ganze Garnison zu Eurer Unterstützung herbei sein."

„Ist's so gewiß, daß dieser Priester den Auftrag, den ich ihm vertraut, getreulich ausrichten wird? Ich bin diesen Morgen verrathen, meine Pläne sind entdeckt worden, aber den Verräther kenne ich noch nicht."

„Euer Kaplan kann's nicht gewesen sein,

mein Gemahl, seine Anhänglichkeit an uns und sein eignes Intresse stehn für seine Treu. Ausserdem habt Ihr ihn mit Wohlthaten überhäuft."

„Was will das sagen? Eben noch erkannte ich unter den Feinden meinen Lieblings-Stallmeister, den hinterlistigen Oswald, auf den ich so großes Vertrauen setzte, und der mich gestern auf eine so höchst befremdende Art verließ. Dieser Schufft schien einer der fremden Bestien von Rittern Belehrungen und Auskünfte über die Burg zu geben und zeigte ihm die Stelle, wo zur Zeit meiner Vorfahren, die Brabanter diese Burg erstürmten . . . . da gerieth ich in Zorn über die Verrätherei dieses Schurken, schoß ihm selbst einen Pfeil in die Kehle, so, daß er in den Graben kugelte."

„Daran thatet Ihr Recht, mein Gemahl; aber, da wir einmal bei Verräthereien sind: wißt Ihr denn gar nicht, was aus der unverschämten Valeria geworden, die diesen Morgen verschwunden und nicht wieder zu finden ist?"

„Pest über dieses Mädchen!" sagte der Baron düster; „an dem Tage, wo wir ihrer Streiche

und Thorheiten müde sind, werden wir sie schon los zu werden wissen und, so Gott mir das Leben erhält, dürfte dieser Tag nicht fern sein. Seht nur, Dame, auf dem Punkt, wo wir jetzt stehn, sähe ich lieber einen Soldaten von der Art wie der wilde Jacob Schwarzbart um mich, als alle jungen Fräuleins Frankreichs und Aquitaniens! Der Jacob aber zwingt mich dazu, ihn wegen seiner albernen Bewunderung für Duguesclin, im Gefängniß fest zu halten, worüber ich betrübt genug bin, da es mir großen Abbruch thut."

„Nun, mein Herr und Gemahl, könntet Ihr ihm denn nicht seine Freiheit wiedergeben, unter seiner Eidesleistung, daß . . ."

„Nein, beim heiligen Martial! er würde nicht schwören. Ausserdem ist der Schurke rachsüchtig und nichts stände dafür, daß er sich nicht offner Weise gegen mich kehrte, worüber dann Alles verloren ginge."

In diesem Augenblick ließ sich außerhalb der Burg ein großer Tumult hören, der von einem allgemeinen Geschrei von der Mauer herab beantwortet wurde.

„Ich muß zur Schlacht zurückkehren,“ sagte der Baron, indem er eiligst seinen Helm wieder aufsetzte; „Dame, bittet Gott und den heiligen Martin, daß er uns und unsere Habe in seinen heiligen Schutz nehme!“

„Das werde ich, mein Herr und Gemahl, und unterdessen,“ fügte sie heiter hinzu, „will ich diesen Fremden, in dem Fall, daß sie über die Mauer kommen und Gastfreundschaft erbitten wollen, einen Kessel bereiten.“

Als der Baron die Mauer erstiegen, sah er sogleich die Ursache des großen Getöses, das sich so eben erhoben; denn die Franzosen waren in das äußere Wachthaus gedrungen, nachdem die Eingangspforte den Stößen ihres Balkens endlich gewichen. Alle Söldner und Soldaten, die sich auf diesem gefährlichen Posten befanden, wurden getödtet oder zu Gefangenen gemacht.

„Verflucht!“ murmelte der Schloßherr; „glücklicher Weise aber werden sie nicht weiter kommen.“

In der That lag dies äußere Wachthaus noch die ganze Grabenbreite fern vom Wall der Burg, und die Belagerer hatten also noch dies

Hinderniß zu überschreiten. Von dieser Seite, wenigstens für den Augenblick beruhigt, wandte er sich um die Ecke des Walles, um nachzusehn, wie weit Bonne-Lance mit seinem Angriff sei, und hier wurde er aufs Aeußerste bestürzt über die Fortschritte, welche die Belagerer von dieser Seite her gemacht. Nicht allein, daß der Damm fast vollendet, sondern er war schon gangbar, und der Hauptmann der Wegelagerer schickte sich eben an, eine Leiter in der Hand, diesen unebenen, gefährlichen, hauptsächlich von Balken und Gezweig gebildeten Damm zu überschreiten.

Der Baron rief eiligst alle diejenigen um sich, die nicht durchaus bei der Bewachung des Hauptthors nothwendig waren, um mit ihrer Hilfe die Belagerer zurückzuwerfen. Bevor er indessen an der bedrohten Stelle zurückgekehrt, war den Vertheidigern dieses Theils des Walles, ein weit wirksamerer Beistand zu Hilfe gekommen.

Wie ihr Gemahl, so hatte auch die Burgherrin diese Gefahr wahrgenommen, wirkte zweien Knechten, sich eines, mit siedendem Pech gefüllten Kessels zu bemächtigen und

ihn auf die Mauer über die Hinterpforte zu bringen. Hier steckte sie diesen so leicht brennbaren Stoff vermittelst einer Kohle an und ließ ihn auf die Arbeiten der Belagerer ausgießen; worauf das Feuer, von den Faschinen genährt, sich rasch über die Balken und das kleinere Holzwerk verbreitete und Alles, woraus der mühsam gemachte Damm gebildet, in hellen Flammen aufgehn ließ.

Die Wegelagerer, besonders Bonne-Lance, stießen ein Wuthgeschrei aus, als sie das Werk mehrerer Stunden also zerstört sahen; der Baron aber, der Zeuge dieses, von seiner Gemahlin erdachten, sinnreichen Mittels gewesen, gerieth in wahren Enthusiasmus.

„Beim Blut Gottes!“ rief er aus, „Ihr seid würdig, Donna Margaretha, daß Ihr goldne Sporen trüget und Ritter wäret. Nie hat man in einem Wesen mit frisirtem Kopf und Frauenrock solche Gewandtheit und solchen Muth gesehn.“

„Ich hab's Euch ja gesagt, mein Herr und Gemahl, daß ich diesen artigen Besuchern, mei-

ne Küche zu kosten geben wolle," antwortete das Mannweib mit erheuchelter Bescheidenheit.

„Nur schade, Dame," erwiderte der Burgherr, indem er mit bekümmerter Miene auf einen Kavalier blickte, der im gestreckten Galopp auf die Burg zueilte, „nur schade, daß ich da einen Feind kommen sehe, dessen wir uns nicht so leicht entledigen können . . . Diese höllische, bretannische Dogge ist's, die uns an die Kehle springen wird."

Damit kehrte er mit sammt seinen, so eiligst gesammelten Soldaten wieder um und überließ es seiner Gemahlin, es mit großer Selbstgefälligkeit zu betrachten, wie die Flammen, trotz aller Anstrengungen der Wegelagerer, sie zu löschen, den Damm verschlangen.

Wirklich war's Bertrand Duguesclin, der da kam, am Kampfe Theil zu nehmen. Als die französischen Edelleute und die andern Chefs mehren Schwierigkeiten begegneten, als sie anfangs vorausgesetzt, sandten sie Boten auf Boten an den Ritter ab, den Beistand seines Rathes und seiner Tapferkeit erbittend, indem sie ihm vorstellten, daß, da er selbst sie in dies verwegene

Unternehmen verflochten, er sie auch nicht in diesem Kampf stecken lassen solle. Sei es nun verletztes Selbstgefühl oder ein anderer Grund gewesen, genug, Duguesclin eilte herbei, schwang sich vor der eroberten Barbacane vom Pferde und trat unter seine, hier versammelten Gefährten.

Sein Anblick schürte den Muth der Belagerer aufs Neue an, während den Belagerten dabei das Herz sehr sank, und mit seinem eigenen Kriegsruf, den die ganze, kleine Armee wiederholte, wurde seine Ankunft begrüßt. Er selbst trat, ohne eine Wort zu sagen, unter das Gewölbe, wo die Edelleute sich über die Mittel beriethen, den furchtbaren Wallgraben zu passiren.

„Beim Kreuz Gottes! Bruder Bertrand,“ sagte Olivier Duguesclin ihm entgegen tretend, „Du hast uns in große Verlegenheit gebracht; indessen nun, da Du hier bist, wirst Du bald Alles wieder gut machen.“

„Bruder Olivier und Ihr, Ihr Herren und Edle,“ sagte der bretannische Ritter ernst und trübe, „beschuldigt mich keiner Niedrigkeit; die heiligsten Pflichten hielten mich anderswo

zurück, und auch jetzt müssen wir auf Mittel denken, dies Unternehmen möglichst schnell zu beseitigen, da meine Ehre und mein Eid mich verpflichten, keinen Augenblick länger als nothwendig in diesem Lande zu verweilen."

„Nun," antwortete der Graf von Armagnac, „laßt uns einen Damm aufwerfen, wie's dieser wackre Hauptmann der Freicompagnie gethan; dann können wir die Zugbücke erstürmen."

„Meine tapfern Edelleute," fragte Duguesclin mit nachdenklicher Miene, „wollt Ihr mir die Leitung dieser Angelegenheit übergeben und mich thun lassen, was ich für gut erachte?"

„Von ganzem Herzen, Messire," riefen die Ritter aus, „seid Ihr nicht unser Feldherr und unser Chef?"

„Nun denn, beim heiligen Yves, so muß ich mit diesem verdammten Baron parlementiren."

Mit diesen Worten erstieg er eine dunkle Treppe, die zu der, mit Zinnen umgebenen Plattform des Wachthauses führte und fast von gleicher Höhe mit dem Wall war. Die Ritter folgten ihm auf diese, von Fechtern und Bogenschützen angefüllte Terrasse. Duguesclin ging

bis an die Brustwehr, dem Schlosse gegenüber, und ließ ins Horn stoßen, um den Vertheidigern von Montbrun anzukündigen, daß er parlementiren wolle. Demnach hörte man von beiden Parteien auf, sich feindliche Geschosse zu schicken, und der Burgherr erschien zwischen der Einfassung einer Zinne über der, dem Wachthause sich genau gegenüber befindenden Zugbrücke. Bertrand schlug sein Visir auf und, obgleich das Getöse der Kämpfenden in der Ferne fortfuhr, sagte er mit einer, trotz der ihn vom Wall trennenden Entfernung deutlichen Stimme:

„Baron von Montbrun, erkennt Ihr mich? Ich bin Bertrand Duguesclin.“

Der Burgherr ahmte das tapfre Vertrauen seines Gegners nicht nach, er schlug sein Visir nicht auf.

„Nun, was wollt Ihr von mir,“ schrie er ihm zu; „beim heiligen Martial! Welchen Grund habt Ihr, meine Burg zu überfallen und meine Leute zu verführen?“

„Wie! Doppelter Verräther!“ unterbrach ihn der französische Ritter heftig.

Bald aber faßte er sich wieder und antwortete mit mehr Ruhe:

„Hört, Herr von Montbrun, Ihr wißt, wer ich bin, auch ist es Euch nicht unbekannt, daß, wenn ich darauf bestehe, Eure Burg nehmen zu wollen, weder Ihr noch Eure Leute im Stande sein werden, mich daran zu verhindern, und der Verrätherereien, des hinterlistigen Betragens wegen, dessen Ihr Euch gegen mich zu Schulden kommen ließet, habe ich mir selbst zugesagt, Euch keine Gnade zu ertheilen. Indessen hat eine Person, die ich hochachte und liebe, für Euch bei mir Fürsprache gethan, und aus Rücksicht für dies Wesen will ich Euch verschonen. So hört denn mein Wort: Ihr habt keinen Entsatz zu hoffen, da der Bote, den Ihr nach Lastours geschickt, in meine Hände gefallen ist. Fügt Euch also, den edlen König Carl V. als Euren rechtmäßigen Souverain anzuerkennen und eine französische Besatzung in Eure Burg aufzunehmen; verpflichtet Euch ferner, den jungen Wilhelm von Lastours, dessen Existenz mir eben erst auf eine fast an Wunder grenzende Art entdeckt worden, als Euren Verwandten und rechtmäßigen

Erben von Lastours anzuerkennen; willigt auch darein, dem edlen Fräulein von Lastours achtungsvoll und freundschaftlich zu begegnen und ihr zu erlauben, sich in ein Kloster Frankreichs, oder Aquitaniens, welches sie wählen mag, zurückziehen zu dürfen, so schwöre ich Euch unter diesen Bedingungen beim heiligen Yves, daß Eure Person und Eure Güter respectirt werden sollen und daß ich Euch erlasse, was Ihr gegen mich selbst verschuldet.“

Der Baron antwortete einige Minuten gar nichts und schien von großer Angst und Bestürzung überwältigt zu sein.

„Derjenige, welcher ankündigt, daß Wilhelm von Lastours noch lebt, der irrt sich gröblich,“ erwiderte er endlich mit bebender Stimme, „und derjenige, der da behauptet, mit Recht diesen Namen und Titel zu führen, der lügt wie ein Hund.“

„Hartnäckiger, treuloser Mann, Du wirst Beweise erhalten!“ erwiderte Duguesclin zornig; „doch höre weiter, ich will Dich überzeugen, wie sehr ich zur Gnade gegen Dich geneigt bin. Wir haben uns gestern gegenseitig herausgefordert

und unsere Pfänder gewechselt. Obgleich Du Dich nun durch Dein unredliches Betragen der Ehre, die ich Dir erzeigen will, unwürdig gemacht hast, so fordre ich Dich dennoch auf der Stelle zum Zweikampf heraus; so Du Dich verpflichtest, meine Bedingungen, besiege ich Dich, ohne Weiteres anzunehmen; dagegen, besiegst Du mich, ich in Deiner Gewalt bin. Nimmst Du es an?“

Montbrun schwieg noch, und während er vielleicht nur zögerte, flog ein, zufällig oder vorsätzlich abgeschossener Pfeil neben ihm von der Mauer und streifte Duguesclins Kopf, der, wie wir gesagt, mit offnem Visir dastand. Diese neue Hinterlist, die Bertrand einem strafbaren Vorbedacht von Seiten seines Feindes zuschreiben zu müssen glaubte, brachte ihn außer sich.“

„Ha, Schurke! Verräther!“ rief er heftig aus, „Du respectirst nicht einmal die Rechte der Parlementirer und Herolde? Du willst also den Kampf, nun gut! Beim Kreuz Gottes! Du sollst ihn haben. Zum Sturm!“ rief er mit donnernder Stimme, „zum Sturm! Meine Bra=

ven, zur Plünderung und Brand! Guesclin! Notre-Dame Guesclin!“

Diese kriegerische Erglühung ergoß sich über die ganze belagernde Armee. Die Sturmböcke und andere Kriegsmaschinen wurden wieder in Thätigkeit gesetzt und der Kampf begann auf allen Punkten noch wüthender.

„Laßt uns einen Damm aufwerfen, laßt uns die Zugbrücke stürmen!“ schrie einer der französischen Edelleute.

„Laßt uns eine Brücke über den Graben werfen,“ rieth ein Anderer.

„All' das würde zu viel Zeit kosten,“ unterbrach Duguesclin, „wogegen mir jeder verlorne Augenblick ein Verrath an meinem rechtmäßigen Herrn ist. Während wir hier zusehen, wie die Bogenschützen ihre Gewandtheit üben, hat der brave, junge Mann, der Hauptmann Bonne-Lance seine Zeit besser angewendet. Mit ihm wollen wir uns vereinigen und den Sturm beginnen. Beim heiligen Yves! ich gelobe, nicht eher zu essen oder zu trinken, bis wir diese niederträchtigen Buben und diesen schurkischen Edelmann gezüchtigt!“

„Wohlan denn,“ rief der Graf von Armagnac nachdenkend aus, „wohlan denn, hin zu Bonne-Lance, es schien mir, als führe er seine Sache als erfahrner Chef.“

Trotz des geheimen Widerwillens, den vom Hauptmann der Wegelagerer errungenen Vortheil zu benutzen, gaben die stolzen Franzosen Duguesclins Vorschlag nach. Sie verließen das Wachthaus, wo sie nur eine genügende Besatzung aufstellten, um den Feind zu hindern, sich dieses wichtigen Postens abermals zu bemächtigen, und rückten auf den Punkt zu, wo der junge Abenteurer seine Anstrengungen verdoppelte, den Damm wieder herzustellen und ihn noch einmal gangbar zu machen.

Dies Unternehmen war keinesweges unausführbar. Das von der Burg herabgschüttete brennende Pech hatte anfangs allerdings unter den aufgehäuften Faschinen eine furchtbar anzuschauende Flamme erzeugt, nachdem indessen der sich über der Oberfläche des Wassers befindende Theil von Holzwerk abgebrannt, war das Feuer, ohne dem Damm viel geschadet zu haben, im Wasser erstickt. Darauf gab Bonne-Lance seine Befehle,

ihn wieder herzustellen; aber durch die Erfahrung gewitzigt, hatte er dafür gesorgt, den der Mauer am nächsten sich befindenden Theil des Dammes aus Rasenstücken, die nicht brennbar sein konnten, aufzuhäufen. Diese Arbeit war der Vollendung nahe, als die französischen Ritter um die Ecke des Walles bogen.

Als der brave Bonne-Lance diese verwegenen Kampfritter gewahrte, die ohne Zweifel herbeikamen, ihm einen guten Theil seines Ruhmes abspenstig zu machen, da wollte er sich nimmermehr zuvorkommen lassen; daher, ohne abzuwarten, daß seine Leute ihr Werk vollendet, ergriff er einen Banner mit französischem Wappen, nahm sein Schwert zwischen die Zähne, stürzte über den feuchten und beweglichen Boden des Dammes, seinen Leuten zuwinkend, ihm auf den Fuß zu folgen. Die Kühnsten gehorchten und in einem Augenblick war die, an den Wall gesetzte Leiter, voll von Wegelagerern, die, ihren Hauptmann an der Spitze, die Mauer erstürmten.

So rasch aber auch diese Bewegung ausgeführt worden, so hatte Bonne-Lance doch nicht vermeiden können, daß eine zweite Leiter, zugleich

mit der seinigen, angesetzt wurde und Duguesclin mit den französischen Rittern ebenfalls die gefahrvolle Erklimmung der Mauer versuchten, während eine Menge Bogenschützen und Wegelagerer sich auf dem engen Damm drängten, ihren Kriegsruf mit glühender Begeistrung ausstoßend.

Als die Belagerten diesen wüthenden Angriff sahen, vertheidigten sie sich verzweiflungsvoll und man hörte sie sich Einer den Andern aufmuntern, oder einander zur Hilfe rufen. Steine, ungelöschter Kalk, kochendes Wasser und Oel ward von allen Seiten auf die Stürmenden geschüttet, aber nichts konnte länger den unbezwingbaren Muth Duguesclin's und den des Hauptmanns Bonne-Lance aufhalten, indem sie im Aufsteigen stets Schritt hielten und, um ihre Mannschaften zum Nachfolgen aufzumuntern, ihre Banner über ihren Häuptern flattern ließen.

Dennoch stand der Ausgang dieses Unternehmens noch ungewiß, und wenn die Vertheidiger der Burg auf dieser Seite verstärkt worden wären, dürften die Belagerer sich, als sie die Höhe des Walles erstiegen, in bedeutender Gefahr be-

funden haben. In diesem entscheidenden Moment ließ sich im Innern der Burg ein tumultvolles Geschrei hören, worauf die Zinnen sich plötzlich von den Soldaten leerten, ohne daß man die Ursache dieses panischen Schreckens ahnen konnte.

Doch verloren Duguesclin und Bonne-Lance keinen Augenblick mit dem Erwägen dieses Umstandes, sondern ergriffen ihn lieber zu ihrem Nutzen. Der, im Aufsteigen behendere Hauptmann der Wegelagerer erreichte zuerst den Gipfel der Mauer und, seinen Banner auf die Zinnen pflanzend, rief er mit mächtiger Stimme aus:

„Die Burg ist Unser! Es lebe der König, unser Herr!“

In diesem Augenblick holte ihn Duguesclin ein.

„Wahrhaftigen Gott, Kammerad!“ rief dieser ihn in bester Laune an, „Ihr habt zum Sturmlauf vier Beine; doch seid nicht allzuhitzig, ich bitte Euch, entfernt Euch nicht Einzeln. Ich fürchte, daß der Baron uns abermals einen Fallstrick legt, da es unglaublich, daß er uns so weit kommen läßt, ohne zu seiner Ehre und Vertheidigung einen Schlag zu thun.“

„Dieser Rath war weise und kam zur rechten Zeit; denn Bonne-Lance hätte seiner Kampfbegier nachgegeben und sich fast allein in die ungeheure Burg gewagt. Jetzt aber blieb er ehrfurchtsvoll stehen und wartete bis die französischen Ritter und einige seiner wackersten Leute festen Fuß auf dem Wall gefaßt; bald setzte sich ein kleiner, auserlesener Trupp unter Duguesclins Anführung in Bewegung, um Montbruns Vertheidiger aufzusuchen und ihre Niederlage zu vollenden; doch der Theil der Burg, worin sie eingedrungen, stand gänzlich öde da, und erst als sie in den großen Hof traten, der der Burg zum Waffenplatz diente, traf ihren Blick ein ganz unerwartetes Schauspiel.

Die Söldner und Vasallen der Baronie waren auf diesem Hof versammelt und dies die Ursache, warum die Zinnen so plötzlich verödet. Sie wogten in der größten Unordnung durch einander, stießen fürchterliche Schmähungen aus, und Alles zeigte deutlich, daß die Besatzung sich gegen ihren Herrn empört habe. Bald erkannten die Belagerer den Baron selbst mitten unter diesem furchtbaren Tumult. Er stand im bloßen

Kopf da und seine bleichen, bestürzten Züge drückten den größten Schreck aus. Er wehrte sich indessen mit der größesten Anstrengung gegen die Gewaltthäter, die ihre rohen Fäuste an ihn legten; vergebens auch wollte er sich Gehör verschaffen, wahrscheinlich um ihr Mitleid anzusprechen. Einige Schritte davon stand Frau von Montbrun mit verwirrter Kleidung, fliegendem Haar und flammenden Gesichtes, die ungehorsamen, groben Söldner mit den ärgsten Schmähungen überschüttend; sie versuchte bis zu ihrem Gemahl zu dringen, der unaufhörlich von den Aufrührern eingeklemmt war, doch, da sie immer zurückgestoßen wurde, ergoß sie sich in unnützen Klagen und Verwünschungen.

Duguesclin und diejenigen, welche ihm gefolgt, blieben auf dem Wall stehen, da sie noch nicht unterscheiden konnten, was eigentlich dort los sei, und es nicht wagten, in so geringer Anzahl unter eine so wüthige Menge zu stürzen. Während sie also auf Verstärkung hofften, die unfehlbar durch den gebahnten Weg über die Mauer folgen mußte, erhob sich im Ehrenhofe

ein noch drohenderes Geschrei gegen den unglücklichen Baron von Montbrun.

„Wir wollen ihn in den Graben werfen!“ schrie der Eine; „es ist ein Verräther, der uns zu einer nichtswürdigen Handlung zwang, als wir diesen guten Ritter Bertrand angreifen mußten.“

„Wir wollen ihn, an Händen und Füßen gebunden, diesen Franzosen ausliefern,“ brüllte ein Anderer. „Es ist ein feiger Schuft, der, um sich selbst zu retten, uns Alle erwürgen ließ.“

„Er schlug einen ehrlichen Zweikampf aus mit diesem wackern Feldherrn Duguesclin, der hundert Mal mehr werth ist als er.“

„Er hat diesen braven Bretannier im Falkenthal überfallen, und hat auch während der Schlacht dort ihn noch hinterlistiger Weise zu ermorden gesucht.“

Von diesen Vorwürfen und Schmähungen überhäuft, strebte der Baron vergebens darnach, einige Worte zu seiner Rechtfertigung hervorzubringen. Nach allen Richtungen hingezerrt, war er dieser rohen Soldateske Preis gegeben, gegen die er selbst sich oft so unverschämt gezeigt. Niemand konnte den Ausgang dieser Empörung

durchschauen, als plötzlich ein Mann von kolossaler Gestalt, mit den wildesten Zügen, ohne Rüstung, als hätte er noch gar nicht an der Vertheidigung der Burg Theil genommen, aus einem nahen Thurm hervorkam; sein Auge flammte, sein narbenvolles Gesicht trug das Gepräge der rohesten Grausamkeit, er hielt einen Dolch in der Hand. Es war Jacob Schwarzbart.

Einen Augenblick blieb er auf der Thürschwelle stehn und warf einen wilden Blick um sich; doch, so wie er des Schloßherrn gewahr ward, ging er, den Dolch schwingend, geradesweges auf ihn zu und schrie mit rauher Stimme:

„Hölle und Teufel! daß sich Niemand unterstehe, mir vorzugreifen! Er gehört mir .... ich will ihn für mich behalten!“

Als der Baron diesen furchtbaren Menschen erkannte und ihn auf sich zueilen sah, gab er sich gänzlich verloren.

„Steht mir bei!“ flehte er voll Todesschreck diejenigen an, die ihn umringten. „Setzt mich nicht der Wuth dieses Unglücklichen aus, den ich so tief beleidigt .... er bringt mich um!“

Niemand aber schien geneigt, ihn gegen diesen fürchterlichen Jacob Schwarzbart vertheidigen zu wollen. Er wollte fliehen, auch das erlaubte man ihm nicht. Als der Soldat nur noch drei Schritt von ihm entfernt war, rief er aus:

„Ich war weder Dein Leibeigner, noch Dein Vasall; ich war ein freier Mann, den Du hinterlistiger Weise ins Gefängniß werfen ließest... Hölle und Teufel! Das sollst Du mit Deinem Leben büßen.“

Damit hob er seinen Dolch auf den Baron. Obgleich Duguesclin und die Seinigen diese Unterredung mitten unter dem allgemeinen Tumult nicht hören konnten, so war die Pantomime der Handelnden dieser Scene doch zu ausdrucksvoll, daß sie nicht endlich hätten sehen sollen, wovon eigentlich die Rede sei.

„Haltet an!“ rief Duguesclin ihm zu und stürzte, alle Vorsicht vergessend, unter den dichten Haufen, der den Baron umknäuelte, „haltet an!.... Wehe dem, der es wagt, sich an seinem Herrn zu vergreifen!“

Dieser Befehl kam zu spät; die Menge wich dem Ritter ehrerbietig aus, als er indessen bis

zum Baron gedrungen, lag dieser, von einem Dolchstich in der Kehle getroffen, zu Schwarzbarts Füßen todt darnieder.

Obgleich der Schloßherr sein Schicksal verdient hatte, so rührte ihn doch dies blutige Schauspiel um so mehr, als die Baronin, die sich endlich Bahn gebrochen, sich ihm zu Füßen warf und mit herzzerreißender Stimme ausrief:

„Rache! Gnädiger Herr, Rache für meinen unglücklichen Gemahl, den man unter meinen Augen auf so unwürdige Art ermordet!"

„Sie soll Euch werden, Dame," erwiderte Duguesclin; „denn wir sind Krieger, aber keine Mörder .... Ergreift diesen Menschen," fügte er hinzu, indem er auf Schwarzbart zeigte, der regungslos sein Opfer anstarrte; „erhängt ihn auf der Stelle dafür, daß er seinen eignen Herrn ermordet."

Die Soldaten, die Duguesclin nachgerannt waren und sich um ihn gesammelt hatten, zeigten sich wohl bereit zu gehorchen, näherten sich aber doch nur zögernd diesem Manne, dessen athletische Kraft und rohe Energie sie ahnten. Zu ihrem großen Erstaunen aber ließ er

sich ohne Widerstreben fangen, sah nur mit verblüfftem Staunen auf Bertrand, und als man ihn zur Vollstreckung des Urtheils fortführte, sagte er ruhigen Tones:

„Nun, meiner Treu! Du thust Unrecht, braver Bertrand. Was ich gethan, geschah mehr Deinetwegen, als um mich zu rächen. Sagte ich Dir nicht gleich, daß ich von nun an der Deinige sei? Sonst hätte ich, statt zuerst auf den Baron los zu fahren, erst diesen niederträchtigen Trunkenbold von Peter, den Kantor, gepackt, weil der mich verrätherischer Weise dahin gebracht hat. Endlich, mag's darum sein. Ich hab' mein Strick verdient, da Du dieser Meinung bist. Adieu."

Festen Schrittes ging er zur Todesstrafe.

„Ich bin gewiß, daß der Schurke zu sterben weiß," murmelte Duguesclin achselzuckend. „Es ist schade."

Dann wieder auf die Baronin blickend, die sich zu seinen Füßen krümmte und den Leichnam ihres Gemahls mit Küssen bedeckte, sagte er zu ihr im gütigsten Ton:

„Steht auf, Dame; Herr von Montbrun ist zwar strafbar gewesen, doch büßt sein trauriges

Lebensende alle seine Fehler ab. Er soll ehrenvoll im Grabgewölbe seiner Ahnen beigesetzt, sein Wappen soll nicht entehrt werden. Was Euch betrifft, so geht auf Euer Zimmer; ich werde Befehle erlassen, die Euch gegen jede Beleidigung sicher stellen; denn Ihr sollt auch ferner Herrin dieser Burg bleiben, und wenn ich im Dienste meines Herrschers gezwungen bin, hier eine französische Besatzung einzulegen, so verstehe ich darunter keinesweges, daß Ihr Eures Erbes beraubt sein sollt."

Donna Margarethe wollte ihm für seine Großmuth danken, die Kräfte versagten ihr jedoch und ihre Frauen führten sie fort, während zwei Söldner die Leiche des Barons nach einer andern Seite hintrugen.

Hierauf begann Duguesclin mit erhobener Stimme:

„Ich erkläre das Schloß von Montbrun als erobert im Namen meines sehr gefürchteten Herrn und Herrschers, des Königs von Frankreich. Soldaten, Vasallen und Diener jedes Standes, die Ihr zum verstorbenen Herrn von Montbrun gehört, Ihr seid Gefangene meines besagten Herrn.

Vetter Mauny, laßt die Trompeten schmettern und die Zugbrücke nieder, damit unsre Leute frei in die Burg einziehen können. Bruder Olivier, Dir gebe ich den Auftrag, alle Posten zu besetzen und sie sorgfältig zu bewachen. Entwaffnet diese bösen Vasallen und Söldner, damit ihnen jeder Versuch zum längeren Widerstand genommen wird."

„Davor behüte uns Gott, nur diesen Gedanken zu hegen, gnädiger Herr." sagte der Stallmeister, Eustach der Blonde. „Wir Alle sind Euch ergeben, und schon gestern während der Abendmahlzeit fehlte nicht viel daran, daß wir Euretwegen in offne Empörung gegen unsern Herrn ausgebrochen. Ganz wider unsern Willen wurden wir zu diesen Unternehmungen gegen Eure Herrlichkeit gezwungen."

Duguesclin lächelte mit Genugthuung, schwieg indessen aus Furcht zu verrathen, wie sehr er zur Gnade geneigt sei. Er rief Johann Bigot, der sich immer dicht hinter ihm gehalten und gab ihm leise einige Befehle. Der treue Stallmeister verbeugte sich und verließ das Schloß

über die Zugbrücke, die man so eben niedergelassen, damit die Belagerer einrücken konnten.

Nachdem er sich dieser wichtigen Besorgungen entledigt, schien der Ritter Jemand um sich herum zu suchen. Der Hof war schon von französischen Soldaten und von den Wegelagerern angefüllt; in einiger Entfernung standen die Ritter, denen Duguesclin noch keine besondren Beschäftigungen aufgetragen. Auch Bonne-Lance bemerkte er, wie er allein und heimlich einen Thurm umschlich, in welchem sich Valeriens Zimmer befand. Er rief ihn und sagte ihm mit geheimnißvoller Miene:

„Geht nicht von mir, Herr Hauptmann; bei Unsrer lieben Frau! Ihr macht da ganz unnütze Promenaden in der Burg, denn diejenige, die Ihr sucht, ist nicht hier.“

„Aber wo ist sie denn, gnädiger Herr?“

„Ich habe eben meinen Stallmeister zu ihr geschickt, und wahrscheinlich wird sie mit dem armen Verwundeten hierher kommen, damit Letzterer anständiger als in der Laubhütte verpflegt werden kann. Indessen, mein lieber Kamerad, ist der Augenblick wirklich nicht günstig,

mit dieser schönen Betrübten von Euren Intressen zu sprechen.“

„Um des Himmels Willen! Was wollt Ihr damit sagen, Herr Ritter?“

Bevor aber Duguesclin sich näher erklären konnte, sah er sich umringt von Mauny, vom Grafen Armagnac, von Olivier und Galeran, die Alle kamen, seine Befehle in Betreff der Truppen, die immer mehr die Burg erfüllten, in Empfang zu nehmen. Auch der Wappenherold Saint-Denis glitt mit dem Vorrecht, das ihm sein lilienübersäetes Gewand gab, durch all' diese Herrschaften hindurch, stellte sich vor Duguesclin und sagte dreist:

„Nun, Herr Connetable, die Angelegenheiten Eurer Tapferkeit sind beendigt, werdet Ihr Euch endlich erinnern, daß Euer König Euch ruft, daß Frankreich Eurer harret?“

Eine starke Zornröthe stieg in Duguesclin auf.

„Ihr seid sehr kühn, Herr Herold,“ antwortete er, „indessen will ich's nicht übel nehmen .... wir wollen fort, doch glaubt mir, daß die Augenblicke, die ich noch hier verweile, we-

der für meinen König, noch für Frankreich verloren sein werden."

Darauf nahm er Bonne-Lance bei der Hand, und sich an die Edelleute wendend, die einen Kreis um ihn bildeten, sagte er mit majestätischem Tone:

„Edle Ritter, fast den ganzen Erfolg dieses Tages danken wir diesem tapfern, jungen Manne; er ist's, der mich aus den Händen dieses Raubbarons gerettet und jetzt wieder hat er mit Hilfe seiner vortrefflichen Soldaten der Sache Frankreichs einen großen Dienst geleistet, indem er die Macht dieses Raubbarons, der seinen rechtmäßigen König nicht anerkannte, zerstört hat. In Gegenwart von Euch, die Ihr die Blume der Ritterschaft ausmacht, will ich ihm meinen Dank ausdrücken, will ich ihm sagen, wie hoch ich seine Thaten und seine Redlichkeit schätze. Auch fordre ich ihn auf, mir es freimüthig zu nennen, womit ich ihn sowohl in meinem als im Namen des Königs, dem er heute so würdig gedient, belohnen könnte?"

Diese, für den jungen Anführer der Wegelagerer so ehrenvolle Auszeichnung wurde mit bei-

fälligem Gemurmel aufgenommen; was ihn betraf, so schwoll sein Herz vor Stolz und Freude in seiner Brust. Sein noch immer unter dem Visir verborgenes Gesicht konnte man zwar nicht sehen, doch seine Augen leuchteten von einem ungewöhnlichen Glanz. Alle Anwesenden harrten in großer Spannung einer Bitte um die Gewährung irgend einer Gunst zum Lohn für seine Treue.

„Gnädiger Herr," erwiderte er endlich mit gepreßter aber deutlicher Stimme: „sollten die von Euch erwähnten Dienste einer Belohnung würdig sein, so giebts eine solche, nach der ich vor Allen strebe, nämlich: von einem so großen Krieger, als Ihr seid, zum Ritter geschlagen zu werden."

Bertrand's Züge drückten das höchste Erstaunen aus.

„Was fällt Euch ein, Messire?" erwiderte er; „bin ich souverainer Prinz, den Ritterschlag ertheilen zu können?"

„Ihr seid nicht souverainer Fürst, doch seid Ihr schon Connetable von Frankreich, das weiß ich, und als solcher habt Ihr das Recht, in den

Ritterstand zu erheben. Ausserdem würde es Niemand geben, der einen, von Euch zum Ritter Ernannten nicht anerkennen wollte!“

„Nun,“ erwiderte der Held, sichtbar von dieser Idee geschmeichelt; „wenn ich Eurem Einfall nachgäbe, würdet Ihr für Euch und Eure Leute dem Könige von Frankreich Treue zuschwören können?“

„Ich würde es, Messire, und stehe für meine Soldaten, wie für mich selbst.“

Duguesclin dachte lächelnd einen Augenblick nach.

„Beim heiligen Yves,“ sagte er dann, „ich kann Euch Eure Bitte nicht versagen; doch, seid Ihr wenigstens Edelmann?“

„Ich bin es, gnädiger Herr, obgleich die Barre der Illegitimität die Wappen meines berühmten Vaters durchkreuzen.“

Herr von Armagnac fuhr auf.

„Nun,“ sagte Bertrand, „wen wählt Ihr zum Zeugen und Gewährsmann Eures adlichen Ursprungs?“

Bonne-Lance zögerte einen Augenblick.

„Den hier gegenwärtigen Grafen von Ar-

magnac," sagte er endlich mit erstickender Stimme.

Der edle Herr ergriff die Hand des Hauptmanns der Wegelagerer und sagte mit außerordentlicher Gemüthsbewegung:

„Sprich, wackrer, junger Mann, wer bist Du? Was willst Du von mir? Warum weckst Du meine quälendsten Erinnerungen? Ehemals hatte ich einen Sohn, den ich gern Dir ähnlich gesehn hätte, der aber weit entfernt . . . ."

„Tapferer Duguesclin und Ihr Alle, Ihr edlen Ritter," sagte Bonne-Lance in der größesten Aufregung und ohne des Grafen Fragen direct zu beantworten; „bevor ich eine so große Ehre von dem, der sie mir versprochen, empfange, muß ich Euch erst sagen, wer ich bin. In meiner früheren Jugend war ich leichtsinnig und flatterhaft. Ich zeigte keine Neigung für den Krieg und für die edlen Uebungen derer, die sich den Waffen widmen. Eines Tages ward mein Vater, ein berühmter und weiser Krieger, den Ihr Alle kennt, über mein Betragen so unwillig, daß er mich einen Feigling nannte. Dies Wort fiel mir schwer auf's Herz und ich that das Gelübde:

nicht eher wieder den Namen meiner Ahnen zu führen, bis ich durch eine glänzende Waffenthat das Recht erlangt, meinem Vater zu beweisen, daß er sich in mir geirrt. Seitdem ist manches Jahr verlaufen, in dem ich vergebens nach einer Gelegenheit, wie die heutige, spähete, und erst in diesem Augenblick ist's, jetzt, wo ich von so vielen braven Rittern mit Ehren überhäuft werde, jetzt, wo der berühmteste von Allen mich seinen Befreier nennt und mich in den herrlichen Orden der Ritterschaft aufnehmen will, jetzt kann ich endlich meinen wahren Namen entdecken. Ich bin Heinrich von Armagnac und bitte meinen edlen Vater um Verzeihung für alle den ihm verursachten Kummer."

Damit beugte er ein Knie vor dem Grafen, schlug sein Visir auf und zeigte seine von Thränen überflutheten, männlich regelmäßigen Züge.

Der Graf schwankte, als hätte ihn eine plötzliche Augenblendung ergriffen, dann faßte er den Sohn in seine Arme und drückte ihn mit fast wahnsinniger Freude an sein Herz.

„Heinrich, Heinrich, Du bist es?" murmelte er schluchzend, „Du, den ich trotz dem, daß Du

mich so grausam verließest, so lange beweint. Du bist's, den ich mit Ruhm und Ehren bedeckt, des Namens, den Du führst, so würdig als irgend einer Deiner Vorfahren, wiederfinde? Mein geliebter Sohn, nicht wahr, Du wirst nun Deinen alten Vater nicht mehr verlassen; wirst seine Härte von ehemals ihm verzeihen und vergessen?"

Heinrich warf sich abermals an des Vaters Brust und ihre Rüstungen stießen in der krampfhaften Umarmung zusammen. Diese rührende Versöhnung entlockte fast allen Anwesenden Thränen, selbst Duguesclin schien tief erschüttert zu sein. Das Gerücht verbreitete sich unter die Wegelagerer, daß ihr Hauptmann den Lohn für seine edle That erhalten würde. Sie näherten sich der Gruppe der Edelleute, so viel es ihr Respect ihnen erlaubte, und folgten allen Phasen dieser rührenden Scene mit der lebhaftesten Theilnahme. Indessen drängte die Zeit und Duguesclin sah am Ausgang des Hofes sein Reisepferd ungeduldig stampfen.

„Graf von Armagnac und Ihr, braver Heinrich," begann er auf's Neue: „ich wünsche Euch Glück zu Eurer schönen Wiedervereinigung;

doch müßt Ihr Euch erinnern, daß unsre Augenblicke gezählt sind. Bereitet Euch vor zu der Ceremonie, die freilich nicht mit dem gehörigen Pomp Statt finden kann, wie ich auch noch Neuling in meinen neuen Functionen bin. Indessen genügt vor Gott die reine Absicht und diese muß auch den Menschen gültig sein."

Heinrich nahm eiligst seinen Helm ab und kniete vor Duguesclin nieder. Dieser sprach die geweihete Formel, schlug ihm drei Mal mit dem platten Schwert auf die Schulter, hob ihn dann auf und gab ihm die Ehrenumarmung mit echter Vertraulichkeit.

In diesem Augenblick begrüßten laute Freudenausrufungen und ein jubelndes Vivatgeschrei den neuen Ritter. Die Wegelagerer, geschmeichelt von der Ehre, die ihnen in der Person ihres Anführers geworden, konnten ihre Begeisterung nicht mehr mäßigen, die Vasallen von Montbrun mischten sich in ihre Freude, indem sie ebenfalls den üblichen Ausruf anstimmten: Freigebigkeit! Freigebigkeit! guter Ritter!

Duguesclin richtete sich empor und winkte,

daß er sprechen wolle, worauf sich augenblicklich die Stille wieder herstellte.

„Wollt Ihr wissen, Leute von Montbrun,“ sagte er lächelnd, „welche Schenkung Euch der neue Ritter macht? Er giebt Euch Eure Freiheit wieder. Ihr sollt keine Gefangenen mehr sein, versteht sich, unter der Bedingung, daß Ihr dem Könige von Frankreich Treue schwöret.“

„Ja, ja, wir schwören es,“ riefen tausend lustige Stimmen. „Es lebe der König von Frankreich! Es lebe Bertrand Duguesclin! Es lebe der gute Ritter von Armagnac!“

Die trunkene Freude des jungen Kriegers war aufs Höchste gestiegen, aus den Armen seines Vaters ging er in die der französischen Edelleute über, die ihn mit Lobeserhebungen überschütteten. Die ganze Burg ertönte von dem Freudengeschrei, das die begeisterte Menge erschallen ließ.

In diesem für Heinreich von Armagnac so schönen Augenblick des Triumphs schlich unbemerkt ein kleiner Zug in den Ehrenhof und s ut langsam durch die gedrängten Reihen der Zuschauer. An der Spitze desselben

sah man Johann Bigot mit todtstummen, bestürzten Mienen gehen. Darauf kamen zwei Männer, die eine unbedeckte Bahre trugen, auf welcher der arme Gerald ausgestreckt lag, oder vielmehr war's Wilhelm von Lastours, bleich und leblos. Einige Schritte hinter diesem kam Valeria, noch in ihrer Pagenkleidung, starren Auges und geführt von dem alten, weißbärtigen Mönch, der sich selbst auf seinen Stab stützte.

Der düstre Zug nahm seine Richtung nach dem Hintergrund des Hofes, um die, der Zugbrücke gegenüber liegende Kapelle zu erreichen. Die Schreier schwiegen plötzlich und alle Anwesenden entblößten ehrerbietig ihr Haupt. Langsam ging die Bahre vorüber. Als Valeria dicht vor Bonne-Lance kam, sagte sie wehmüthig:

„Die Tapferkeit triumphirt und die Treue stirbt. Edle und Gemeine, betet für die Seele Wilhelms von Lastours!"

Alle knieten nieder, bis die Bahre in der Halle der Kapelle verschwand.

In dem Augenblick, wo auch Valeria sich entfernte, holte Duguesclin sie ein und sagte leise:

„Fräulein, ich hoffe, daß kein bittrer Gedanke die letzten Augenblicke dieses unglücklichen, jungen Mannes getrübt hat?“

„Keiner, Messire, er bereuete sein Opfer nicht, obgleich es ihm theuer zu stehn kömmt.“

„So empfange Gott seine Seele im Paradiese. Aber Ihr, Fräulein, wo wünscht Ihr ein Asil zu suchen, jetzt, da Ihr freie Wahl habt?“

„In der Abtei von Boubon, wo ich erzogen worden, und dieser ehrwürdige Mönch wird mich dahin begleiten.“

„Gut, Fräulein! Aber dieser arme Heinrich darf seine Hoffnung wohl erst auf eine spätere Zeit richten, erst, wenn Euer Gram gemildert . . . .“

„Gnädiger Herr,“ erwiderte Valeria mit schwermüthiger Würde, „ich bin Wilhelm von Lastours Wittwe.“

Duguesclin kehrte zu der Gruppe von Edelleuten zurück, die ihn erwartete, um Abschied von ihm zu nehmen, wobei er dem Ritter von Armagnac ins Ohr flüsterte:

„Es ist noch nichts verloren, hofft Alles von der Zeit und dem Nachdenken . . . . Lebt wohl.“

Er umarmte ihn noch ein Mal, wie auch die edlen Ritter, seine Verwandten und Freunde, die sich um ihn drängten; dann, nachdem er ihnen seine letzten Befehle gegeben, schwang er sich auf's Pferd und, von seinen Stallmeistern und vom Wappenherold gefolgt, jagte er unter begeistertem Zujauchzen über die Zugbrücke hin.

Als er auf der, sich vor der Burg ausdehnenden Ebne ankam, blickte er zurück um zu sehn: wie Frankreichs Banner auf der höchsten Thurmspitze seine Falten entrollte und seine goldnen Lilien in der Sonne blitzen ließ. Darauf winkte er den Rittern und Soldaten, die sich auf den Wall drängten, ihm nachzuschauen, einen letzten Gruß zu und setzte seinen Marsch fort, um die hohen und glänzenden Bestimmungen, zu denen er für Frankreichs Ruhm und Heil berufen, zu erfüllen.

Ende.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von H. A. Schmid in Querfurth.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

459

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Berthet, Élie

Das Schloß Montbrun Scenen aus dem 14. Jahrhundert, zur Zeit Carl V

Bd.: 2

Leipzig (1845)

P.o.gall. 238 lud-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088501-9